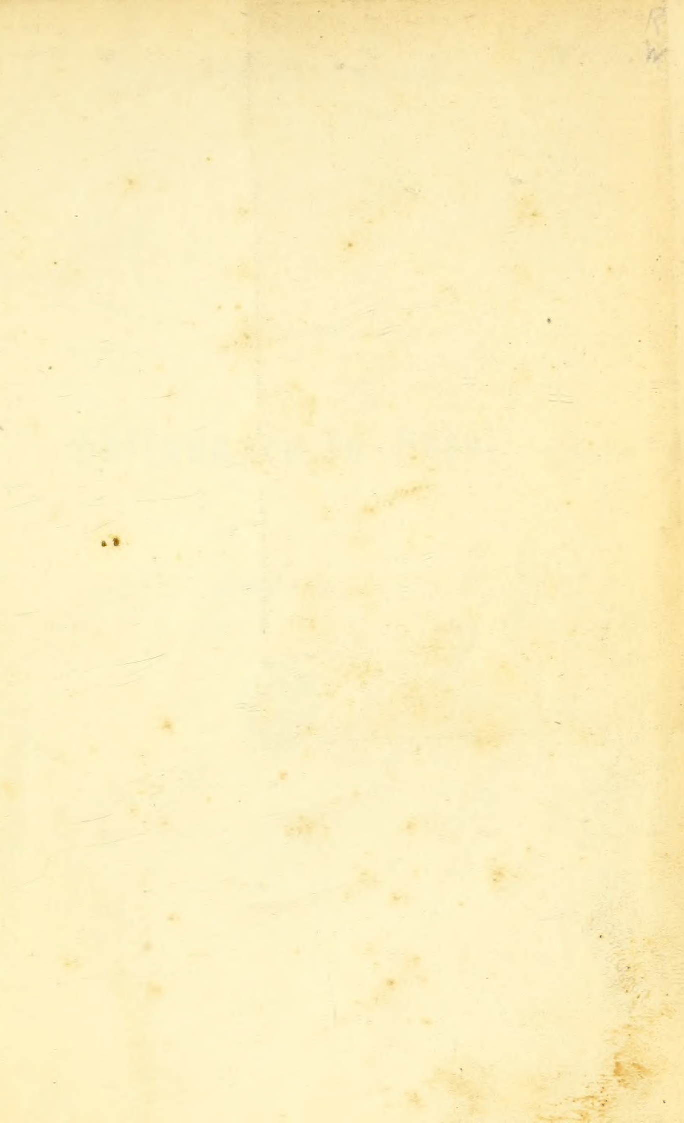


Hoffnungen in Peru.

Erster Band.



Hoffnungen in Peru.

Ein Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Damit nun Niemand zu behaupten wage,
Es sei die Dichtung unmoralisch, bitte ich
Nicht eher zu schrein, als bis man getroffen ist.
Byron.

Erster Band.



Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniss.

1.
Hochzeit.

Motto: Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten!
Altes Lied.

Nachdem die Jungfer Barbara Thurneisen aus ihrer kleinen goldenen Tabatière, nach allen Regeln der Kunst, eine Prise des jetzt so ziemlich aus der Mode gekommenen Spaniol genommen hatte, fuhr sie leicht und zierlich mehrmals mit dem kleinen und dem Goldfinger ihrer reich beringten Hand über ihr mit Spitzen besetztes Busentuch, um dieses von den etwa verloren gegangenen Resten des Tabaks zu reinigen.

Dann richtete sie die Augen salbungsvoll gegen den Himmel, und blickte hierauf die beiden ältlichen Damen, welche sich in ihrer Gesellschaft befanden, einige weitere Augenblicke schweigend an.

Auch diese Beiden schwiegen.

Der auf alle Fälle hochgeehrteste und, wie wir sehnlichst hoffen, auch freundliche Leser kann wohl jetzt schon ermessen, welch eine unendliche Menge der merkwürdigsten Dinge, Abenteuer und Begebenheiten uns für das gegenwärtige interessante Werk zu Gebote stehen, indem wir dasselbe, gewissermaßen verschwenderisch, sogleich mit einem so außerordentlichen und fast an das Unglaubliche streifenden Ereignisse beginnen.

Drei ältere Damen, welche sich schweigend ansehen!

Die Jungfer Thurneisen brach aber jetzt dieses Schweigen:

„Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein fein ruhig Leben," sagte sie, worauf die zweite der Anwesenden, die Jungfer Katharina Kratzenstein, erwiederte:

„Ein tugendsames Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sei arm oder reich, so ist's ihm ein Trost, und macht ihn allezeit fröhlich."

Da die dritte der Anwesenden stumm blieb, so sagte jetzt die Thurneisen mit einem lauernden Blicke:

„Und was meint denn unsere gute Frau Brand?"

„Was Gott gefügt hat, soll der Mensch nicht

trennen," versetzte diese; „und ich will ihn anflehen, daß Alles gut werden möge."

Es war fast dunkel in dem Gemache, in welchem diese gottseligen Reden abgehalten worden waren, aber jetzt flog plötzlich ein rother glänzender Schein auf einige Augenblicke durch dasselbe, und man sah draußen im Freien eine Rakete ihre feurige Furche durch die Dämmerung ziehen.

Eine zweite folgte, und kurz darauf eine dritte.

„Das Feuerwerk!" riefen die beiden alten Jungfern, indem sie rasch und, wie es schien, ohne sich weiter um die Frau Brand zu kümmern, aufstanden und die Stube verließen.

Jetzt durchströmte ein heller und blendender Lichtschein das Zimmer, vielfältig sich brechend an den vergoldeten alterthümlichen Möbeln desselben, und die zurückgebliebene Frau Brand grell beleuchtend.

Ein Kenner hätte sogleich bemerkt, daß das Feuerwerk, welches man draußen abbrannte, nach allen Regeln der Kunst begonnen hatte. Die Raketen nämlich, um die etwa zerstreuten Zuschauer vom Anfange desselben zu benachrichtigen und zu sammeln, das Leuchtfeuer, um den Beschauenden einen vollständigen Ueberblick zu gestatten über alle die Herrlichkeiten, welche ihrer warteten, waren sie

gleich vorläufig, ähnlich den reizenden Locken einer Dame am Morgen, noch papillotenartig in allerlei Papier und Hülsenwerk verborgen.

Aber die Frau Brand schien sich wenig um das Feuerwerk zu kümmern.

Sie sah mit einem trüben, fast zornigen Blicke den Beiden nach, die so eben das Gemach verlassen hatten, und sagte halblaut für sich:

„O Ihr beiden alten Drachen, auch ich hätte Euch antworten können mit einem Spruche des weisen Sirach:

„Wenn das Weib den Mann reich machet, so ist da eitel Hader, Verachtung und große Schmach. Ein böses Weib machet ein betrübt Herz, traurig Angesicht, und das Herzeleid!"

„Aber das Schlimme kommt wohl bald genug über meinen lieben Jungen, den Sohn meiner armen Schwester, und fast preis' ich sie glücklich, daß sie diesen sogenannten Ehren- und Freudentag nicht erlebt hat."

Dann folgte sie langsam den beiden Vorangegangenen, welche sich ihrerseits nicht eben liebevoll über die Zurückgebliebene äußerten.

„Du hochmüthiges Bettelvolk Du," sagte die Kratzenstein, „das will beten, daß Alles gut werden möge, statt daß sie Gott tausend- und tau-

sendmal danken sollten, daß ihr armer Schlucker von Schwestersohn in eines Reichmanns Haus hat heirathen dürfen!"

Die Thurneisen sah mit einem lauernden Blick nach der Sprechenden, als wolle sie, trotz der Dunkelheit, in ihren Zügen lesen, dabei dachte sie: „Sie weiß nichts, die alte Gans, ich hoff's wenigstens."

Laut aber sagte sie:

„Die Frida wird den Betteljungen schon karniffeln, verlass' sich die Jungfer Schwester darauf, ich kenne meiner Schwester Kind, die giebt keinen halben Pfennig umsonst aus der Tasche, und auch die lumpige Sippschaft hält sie sich wacker von Tisch und Beutel."

Die beiden Tanten hatten aber jetzt das Ende des dunkeln Ganges erreicht und traten in den Garten, wo ihnen eben ein großes, verschlungenes H und F in glänzendem Brillantfeuer entgegenstrahlte.

Die beiden Tanten!

Haben wir einmal so viel gesagt, so können wir es füglich nicht vermeiden, auch weiter zu gehen, um dem geehrten Leser die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Personen, welche uns zunächst beschäftigen, hinlänglich auseinander zu setzen.

Trüge auch das gegenwärtige Kapitel nicht die Ueberschrift „Hochzeit“, so würde nun doch Niemand sich mehr im Zweifel befinden, daß man im Begriff steht, eine Vermählungsfeier zu begehen.

Was nun aber die beiden Hauptpersonen dieser Feier betrifft, welche am Morgen dieses Tages durch unauflösliche, oder doch wenigstens nur mit großen Schwierigkeiten zu trennende Rosenketten vereinigt worden waren, so war dies

Herr Heinrich Dosel und
die Jungfrau Frida Kratzenstein.

Die bereits erwähnten Tanten waren: die Jungfer Thurneisen, Mutterschwester der Braut, die Jungfer Kratzenstein, Vaterschwester derselben, und endlich eine Schwester von des Bräutigams Mutter, die Frau Brand, eine Wittwe.

Die Beiworte ehrsam, ehr- und tugendreich haben wir den betreffenden Damen einzig und allein aus dem Grunde nicht gegeben, weil wir fürchteten, als ein allzu starrer Anhänger alter, verachteter Gebräuche angesehen zu werden, trotzdem, daß zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, das erste Jahrzehend unseres Jahrhunderts nämlich, jene Bezeichnungen noch allgemein gänge und gäbe waren.

Wenden wir uns aber jetzt wieder zu den Hochzeitsfeierlichkeiten selbst, und mengen wir uns unter die heiteren Gäste.

Die Farbenpracht des Feuerwerks war verklungen, man gestatte uns diesen Ausdruck. Hunderte von Raketen waren zum Himmel emporgestiegen. Feuerschlangen waren zischend von einer Ecke des Gartens zur andern geflogen, hier und da grell auflodernde Leuchtfeuer entzündend, zu eben nicht angenehmer Ueberraschung einzelner Liebespaare, welche sich sicher und vor Lauscherblicken geschützt wähnten, und jetzt plötzlich unfreiwillig übergossen wurden mit dem blendenden Unschuldweiß eines Antimonfeuers, oder in der diabolisch glühenden Strontianflamme über alle Gebühr erröthen mußten.

Rabiate Feuerräder hatten sich wie wahnsinnig um ihre Axe gedreht, vielfarbige Flammen sprühend, Leuchtkugeln werfend, puffend und krachend, wie alle Hitzköpfe, um endlich ausgebrannt, wie viele derselben, ohne sonderlichen Effect zu enden.

Und nachdem eine Schwärmerfontaine ihre zischenden, glühenden Tropfen fast allzu weit unter die Schauenden geworfen und mit einem donnerähnlichen Knalle versiegt war, glänzte plötzlich

still und ruhig, aber strahlend im funkelnden Brillantfeuer, ein Tempel durch die dunkle Nacht. Ein Liebestempel, auf dessen Altare zwei Herzen brannten, deren Flammen sich lodernd vereinten.

„Bravo!"

Ein plötzlich einfallender leichter Sprühregen trieb eben jetzt die Gäste in's Haus, und verhinderte sie, zu sehen, wie die glänzenden Säulen des Tempels allmälig dunkler und dunkler wurden, wie die funkelnden Diamanten sich in kleine, armselig glühende Kohlen verwandelten, und nun die vorher vereinten Herzensflammen jetzt widerhaarig nach verschiedenen Richtungen flatterten, und endlich, ausgebrannt, erloschen!

Lieber Gott! dergleichen Feuer können nicht ewig brennen. —

Drinnen aber im Hause hatte man hierauf geschmaust, und das zwar reichlich und in guter Auswahl, denn obgleich die junge Frau Kratzenstein als höchst, ja fast als übermäßig sparsam bekannt war, scheute sie doch an ihrem sogenannten Ehrentage keine Kosten, wohl mit dem Vorsatze, Alles einzubringen nach dem Ehrentage.

Dann aber hatten die jungen Leute zu tanzen begonnen, und die Alten hatten sich zusammengesetzt, plaudernd und scherzend, und Wein trinkend,

oder Süßigkeiten naschend, je nach Neigung und Geschlecht.

Es ist nie zu spät, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen, so sagt man wenigstens im Sprüchworte, und obgleich wir, offen gesagt, in vielen Fällen wenigstens, uns bestimmt vom Gegentheil überzeugt haben, stützen wir uns im gegenwärtigen Augenblicke dennoch auf jenes Sprüchwort, und machen die Neuvermählten mit dem freundlichen Leser bekannt, was wir leider bisher versäumt haben.

Wir finden dieselben, in Gesellschaft einiger älteren Frauen und der bereits erwähnten Tanten, an der von den übrigen Gästen fast vollständig verlassenen Tafel. Die sonst häufig bei solchen Gelegenheiten stattfindenden Scherze, das Rauben des Strumpfbandes zum Beispiel, der Kampf um den Brautkranz, und jener der Frauen und Mädchen um die junge Frau, hatten heute nicht stattgefunden, ja vielleicht hatte selbst Niemand der Geladenen an etwas Aehnliches gedacht, sei es nun deshalb, weil die junge Frau kaum eine Bekannte, viel weniger eine Freundin unter den Mädchen der Nachbarschaft hatte, und weil ihr Ernst die jungen Männer abschreckte, oder weil man sich vielleicht, trotz Abendschmaus und Tanz,

doch nicht recht heimisch fühlte in den zwar reich ausgeschmückten, aber nichts weniger als gemüthlichen Räumen.

Aber den alten Gebrauch aller Neuvermählten, sich bei den Händen gefaßt zu halten, und sich von Zeit zu Zeit zärtlich anzublicken, hatte der Bräutigam dennoch eingehalten, wenn gleich fast mit einiger Gewalt, da die Braut nur mit Widerstreben sich zu fügen schien.

Frida, wir wollen sie jetzt mit diesem ihren Taufnamen nennen, wäre vielleicht nicht häßlich, ja selbst sogar hübsch gewesen, hätte sie nicht allzu ernst dareingeblickt, und hätten aus ihren grauen Augen nicht so häufig die Mißgunst und der Neid geleuchtet.

Was ihre Figur betrifft, so war diese weder voll noch schlank zu nennen, sondern eher mager, und obgleich nicht über Mittelgröße hinaus reichend, dennoch durch einen allzuderben Knochenbau an männliche Formen erinnernd.

Das weiße Atlaskleid, welches sie trug, der Mode jener Zeit, der sogenannten Napoleonszeit, entsprechend, war zu einem Viertel römisch, zum andern griechisch, zum dritten unsinnig, und zum vierten, nach gegenwärtigen Begriffen jedenfalls unanständig, nach den jenesmaligen aber modern.

Ihr kastanienbraunes Haar wäre schön zu nennen gewesen, hätte es eben nicht wieder der verdorbene Geschmack jener Zeit in eine Menge kleiner, flacher Locken über ihre Stirn geordnet, so daß diese einen noch düsterern Ausdruck erhielt.

Was Heinrich Dosel, den jungen Gatten betrifft, so hatte er dunkelbraune Augen, eben solche Haare, und eine Nase, die eher Alles war, als griechisch. Sagen wir ein Stumpfnäschen, oder eine Stumpfnase. Dazu eine gesunde Gesichtsfarbe, und einen kräftigen, wenn gleich nicht derben Körperbau.

Man kann hieraus vielleicht auf ein wenig Leichtgläubigkeit, ein wenig Leichtsinn, auf Gutmüthigkeit und verschiedene andere Dinge schließen, die nicht selten den Charakter also aussehender Jünglinge bilden.

Sein Anzug bestand aus einem blauen Frack mit gelben Knöpfen, einer kaum spannenlangen Taille, und unanständig langen, schmalen und spitzen Schößen. Dann weißen, seidenen Kniehosen und Strümpfen von gleichem Stoffe und gleicher Farbe.

Vom Gespräche unserer beiden Neuvermählten können wir, zum Glücke vielleicht, nicht so ausführlich berichten, wie über ihr Aeußeres. Von

Zeit zu Zeit flüsterte zwar Heinrich der Braut einige Worte in's Ohr, aber leise und unverständlich für das unsere, und von ihr gar nicht, oder blos durch ein schlecht unterdrücktes Gähnen beantwortet. Endlich aber stand Frida auf und entfernte sich, langsam, stumm, ernst, mit fast essigsauren Zügen, und ohne Jemand der in ihrer Nähe Sitzenden zu begrüßen.

Nach einer halben Minute folgte ihr Heinrich, nicht, wie es schien, ohne einige Verlegenheit, aber mit raschen Schritten.

Es hatte also jetzt das stattgefunden, was man das Hinwegschleichen der jungen Leute in's Brautgemach nennt, und folgen wir ihnen auf einige Augenblicke dorthin, um vielleicht das Ausbrechen der Leidenschaften Frida's zu beobachten, welche sie, ohne Zweifel nur mit Mühe, so lange in ihrem jungfräulichen Busen zurückgehalten hatte.

Nachdem Heinrich einmal die Thür des Speisesaales hinter sich hatte, eilte er mit flüchtigen Sätzen und fliegenden Frackschößen der Vorausgegangenen nach, und holte sie unter der Thür des Schlafgemaches ein.

Dann schloß er diese Thür hinter sich, und schlang zärtlich seinen Arm um sie.

„Endlich,“ rief er mit fast zitternder Stimme, „Endlich, liebe, theuerste Frida!“

Er wollte sie umarmen, aber sie wand sich los, und schritt rasch dem Tische zu, auf welchem ein Armleuchter mit drei brennenden Lichtern stand, die man dort hingestellt hatte, um das bräutliche Gemach zu erhellen.

Rasch löschte sie eins derselben, dann das zweite.

Heinrich's Herz pochte in mächtigen Schlägen.

„Reizende, holde Scham der Jungfräulichkeit!“ sagte er zu sich selbst.

Frida aber ließ das dritte Licht brennen.

„Zum Auskleiden reicht ein Licht,“ sagte sie mürrisch. „Es ist heute ohnedies genug darauf gegangen!“ —

Wir wollen nicht wissen, was Hymen mit den von jetzt an in seinen Schutz Gegebenen, bei dem Scheine der einzigen ihm belassenen Brautfackel, noch weiter begonnen, und verlassen daher das Brautgemach, um uns wieder in den Speisesaal zu verfügen und das Gespräch zweier alter Herren zu belauschen, welche, Wein trinkend, an einem Seitentischchen Platz genommen hatten.

„Und warum, Herr Freudenberg,“ sagte der eine derselben, ein derber Alter, der die Uniform

eines Forstbeamten trug, „warum sind Ihre beiden Nichten nicht auch zugegen? Es sind doch Dosel alle Beide, die Käthe und die Sophie!"

„Hm!" versetzte der Freudenberg Benannte, „fragen Sie mich lieber, warum ich überhaupt da bin! Heute Morgen ist die Hochzeit, und gestern Abend erfolgte erst die Einladung an die beiden Mädchen und mich. Es war unmöglich daß die Kinder ihre paar Fähnchen halbwege reputirlich zugestutzt hätten über Nacht, um erscheinen zu können. Auch mein Gewand ist kein hochzeitliches," fuhr er fort, indem er den Arm drehte und den Aermel seines leberbraunen Frackes zeigte, dessen Schnitt an die siebzehnhundertundachtziger Jahre erinnerte, und dessen Ellenbogen vom Leberbraunen in's Hellgelbe spielte. „Aber die Käthe gab keinen Frieden. Sie wissen, Herr Förster, wie sie ist. Sie wollen uns nicht haben, sagte sie, deshalb die späte Einladung, aber gerade deshalb muß Eins von uns wenigstens hin. Wir können nicht, so mußt Du. Was wollte ich machen? Meine Nichten sind eigentlich auch nur ganz weitläufig mit dem Heinrich verwandt, vielleicht blos dem Namen nach, und ich weiß gar nicht, wie wir zu der Einladung überhaupt

gekommen sind, aber, wie gesagt, die Käthe hat mich hergeschickt.“

Der Förster Frank lachte, ohne sich besondern Zwang anzuthun, laut auf.

„Ich weiß, wie ich hergekommen bin,“ sagte er, „die Kratzensteins haben ein Holzrecht drüben auf meiner Forstei, und da ich das Holz vermessen lasse — —“

„Hoch gemessen, dicke Scheite!“ fiel Freudenberg ein.

„Kriegen keinen Stecken mehr oder weniger; aber, Freudenberg, thut mir die Liebe, und sagt mir, wie die Frida, der Geizhalz, sich so plötzlich entschlossen hat, den armen Teufel da, den Heinrich, zu heirathen?“

„Weiß ich's?“ versetzte Freudenberg, „und ich glaube, Niemand weiß das, Sie wissen aber, wie sie anfänglich zusammengekommen sind?“

„Nein, ich sitze da drüben in meinem Walde, und kümmere mich wenig um Eure Liebeleien da außen unter Euren Zwetschken- und Birnenbäumen. Nur die Sophie interessirt mich, Ihre Nichte, meines Jungen halber, des Schmid.“

„Nun,“ sagte Freudenberg, „dieser Heinrich Dosel, der jetzt im Fette sitzt durch die reiche Heirath, war arm, ja ärmer als arm, denn er

hatte Schulden, die bekanntlich mit Einem aus der Schüssel essen. Werden wohl manchmal hungrig aufgestanden sein vom Tische, diese Schulden, denn der Dosel hatte selbst nichts zu nagen und zu beißen.

Aber er mußte wohl borgen, um ausstudiren zu können, denn Vater und Mutter waren ihm gestorben, und die Erbschaft Null. Die paar lumpigen Hundert Gulden lieh ihm die alte Barbara Thurneisen mit wucherischen Zinsen, die er sich sauer erwerben mußte mit Stundengeben und Notenschreiben. Aber zahlte er auch redlich das Sündengeld, so mußte er doch stets bissige Worte hören, wenn die Alte erfahren hatte, daß er einmal ein Glas Wein getrunken mit ein paar guten Freunden.

Bei Gelegenheit dieser monatlichen Zinszahlungen sah er bisweilen die Frida, und verliebte sich in sie. Wohl schwerlich des Geldes halber, denn dazu war er zu sentimental, und da ihre Schönheit auch keine besondere ist, so war's eben eine Thorheit, weil junge Leute — —"

„Weiter," unterbrach ihn der Förster, „weiter, ist mir bekannt aus früheren Zeiten!

„Nun," sagte Freudenberg, „dann kam die Geschichte mit dem Wasser. Er zog das Mädchen

beim Eisgange im vorigen Winter aus dem Flusse, in welchen sie, Gott weiß wie, gerathen war.

Als er einige Tage darauf der Thurneisen seine Zinsen brachte, nahm diese dieselben zwar, hatte aber ein kleines Päckchen Geld in Bereitschaft, welches sie ihm aushändigen wollte als Douceur für die Lebensrettung ihrer Nichte.

Die Frida, welche zugegen war, riß es aber der Alten aus der Hand, und steckte es ein. Sie wolle den edlen Jüngling nicht kränken, sagte sie, durch solche schnöde Behandlung.

Freilich soll es später arge Händel gegeben haben zwischen den beiden geizigen Weibsen, da die Frida jenes Geld durchaus nicht zurückgeben wollte; Heinrich aber war wie toll und besessen von jenem Augenblicke an, und wenn er früher verliebt war, so betete er jetzt diese Frida abgöttisch an."

„Nun, und gab sie ihm jetzt Gehör."

„Nichts weniger als das. Sie behandelte ihn erst recht als einen armen Schlucker, höhnte auf abscheuliche Weise über die Verse, welche er ihr zusendete, und erklärte öffentlich, daß es eine Thorheit sei von dem Heinrich, nach ihr zu blicken, da er jetzt, nachdem er ausstudirt, da sitze ohne Heller und Pfennig, und in zehn Jahren viel-

leicht erst die Aussicht habe auf eine magere Stelle.

Plötzlich gestaltete sich die Sache, auf höchst unerwartete Art, ganz anders.

Die Tante Thurneisen ließ eines schönen Morgens, vor etwa vierzehn Tagen, den Heinrich zu sich rufen, und dieser folgte dem Befehle mit Zittern und Zagen, da er nichts Geringeres vermuthete, als eine Kündigung seiner Schuld. Aber die Alte empfing ihn mit der außerordentlichsten Freundlichkeit, nannte ihn einen redlichen und braven Jüngling, den Lebensretter ihrer lieben Frida, und forderte ihn schließlich auf, um die Hand ihrer Nichte anzuhalten.

Heinrich war anfänglich schon wie aus den Wolken gefallen, als aber diese Aufforderung endlich zum Vorschein kam, fehlte nicht viel, daß er vom Schlage getroffen worden wäre.

Als er indessen wieder ein wenig zu sich gekommen war, sah er wohl, daß die Thurneisen nicht scherze, aber er fing jetzt an sie für wahnsinnig zu halten, und er mag wohl, in Folge dessen, mancherlei confuses Zeug zum Vorschein gebracht haben.

Aber jetzt kam die Jungfer Frida, welche im Hinterhalte gelegen hatte, in eigener Person zum Vorschein."

„Umarmt Euch, Kinder,“ sagte die alte Thurneisen, und nachdem Heinrich fast willenlos ihr Folge geleistet hatte, verließ sie die Stube, um, wie man zu sagen pflegt, die jungen Leute allein zu lassen.“

„Das ist ja eine tolle Geschichte,“ sagte der Förster.

„Freilich! Aber vielleicht hat sie ihn eine Liebesprobe bestehen lassen, um zu sehen, ob er treu ausharrt.“

„Die hätte ich nicht gemacht an seiner Stelle. Wer sich von den Weibsleuten viel auf die Probe stellen läßt, der wird ihr Knecht. Aber ich glaube das nicht. Das sieht der Frida nicht ähnlich. Es steckt etwas Anderes dahinter.“

Freudenberg zog die Schulter.

„Möglich, aber was, das weiß keine Seele. Was ich Ihnen erzählte, habe ich von Klettenberg, dem Schulcandidaten, erfahren, aber weiter ist Nichts bekannt geworden. Vom Augenblicke jener Verlobung an ließen die Kratzensteins den Heinrich nicht mehr aus den Händen, und er fand nur einige Augenblicke Zeit, Klettenberg, seinem Vertrauten, dem er früher seine Liebesnoth geklagt hatte, flüchtig sein plötzliches Glück zu verkünden; dann mußte er hierher in's Haus ziehen,

und während des vierzehntägigen Brautstandes hat ihn Niemand gesprochen.“

Der Förster brummte etwas in den Bart, dann schickten sich die beiden alten Herren zum Aufbruch an.

Der Förster schnallte außen seinen Hirschfänger um, und hing die Büchse über die Schulter, und als ihm Freudenberg sagte, daß er das schwere Ding nicht die anderthalb Stunden bis in's Forsthaus schleppen möge, erwiederte der Förster:

„Ich trage nicht schwerer daran, als Sie an einer Ihrer Geigen, und überdem ist's heutzutage gut, wenn man einen alten Freund bei sich hat.“

Er schlug mit diesen Worten an sein Gewehr.

„Ist's denn wahr,“ rief Freudenberg ängstlich, „was man sich erzählt wegen der Räuber und Spitzbuben?“

„Na,“ sagte der Förster, „auf den hundert Schritten, die Sie zum Städtchen haben, thut Ihnen Niemand etwas.“

Dann trennten sich die Beiden, und etwa eine halbe Stunde später war das Haus auch von den übrigen Gästen, welche man aus der Umgegend geladen hatte, verlassen, und nur ein aus

der Ferne gekommener Hochzeitsgast befand sich noch in demselben.

Dieser Gast war Herr Quästorius, Rechtsgelehrter und Advocat in einer großen freien Reichs- und Handelsstadt im Süden Deutschlands, und man wußte, daß schon Frida's Vater bei seinen Lebzeiten, so wie jetzt noch diese, und die Tante Thurneisen mit demselben in Geschäftsverbindung standen.

Herr Quästorius war ein Mann, welcher kaum die Mittelgröße überschritt, und ohne eben dick zu sein, doch ein munteres und wohlhäbiges Ansehen hatte.

Er mochte am Ende der fünfziger oder am Anfange der sechsziger Jahre stehen, aber trotzdem war sein gerolltes Haar noch voll und stark; da er jedoch dasselbe stets reichlich gepudert trug, so konnte man dessen Farbe nicht unterscheiden; es gab indessen die weiße Farbe des Puders dem, zu allen Zeiten sorgfältig glatt rasirten Gesichte einen gewissen jugendlichen Anstrich, da es die Röthe seiner Wangen leicht erhöhte und seine Behäbigkeit noch besser hervorhob.

Was sein hellgraues Auge betrifft, so hatte das alle die Eigenschaften, welche, wie man mir sagt, ein guter Styl besitzen soll.

Es war, je nach Umständen, heiter und jovial, das Lächeln des nicht unfein geschnittenen Mundes angenehm unterstützend. Dann wieder traurig und theilnehmend, zu anderen Zeiten wieder ernst und streng, wohl auch unerbittlich und boshaft.

Alles ganz nach Ort, Zeit, den Gegenständen, welche Herr Quästorius eben behandelte, und vorzugsweise der Person angemessen, mit welcher er verkehrte.

Fanden nicht ganz außerordentliche Gelegenheiten statt, so bestand sein Anzug aus einer stets untadelhaften weißen Halsbinde, weißer Weste, grauem Fracke nebst Beinkleidern und Gamaschen von derselben Farbe.

Heute indessen trug er ein hochzeitliches Kleid, den strengsten Anforderungen der Mode genügend, und er hatte dasselbe noch nicht abgelegt, obgleich er sich bereits längere Zeit auf seiner Stube befand.

Er schritt in dieser auf und nieder, mit einem gewissen halb neugierigen, halb boshaften Blicke seine Umgebung musternd.

Alles war reich und luxuriös ausgestattet, wenn gleich offenbar einer frühern Zeit, der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, angehörend.

Bald blickte er auf zu dem reich vergoldeten Schnitzwerk des Kronleuchters an der Decke, dessen geschliffene venetianische Gläser das Kerzenlicht auf dem Marmortisch eneben ihm tausendfältig brachen.

Dann fuhr er mit dem Finger über die Marmorplatte dieses Tisches, als wolle er die Feinheit ihrer Politur prüfen, oder er drückte seine Hand auf die rothseidenen Polster eines Stuhles, probend und schätzend die theure Roßhaarfüllung.

Mit einem verächtlichen Blicke sah er auf die chinesischen Pagoden, welche auf Schränken und an den Wänden vertheilt Platz genommen hatten und ihn ihrerseits ernst und stumm anblickten, ohne, wie sie sonst bei angemessener Behandlung wohl zu thun pflegten, freundlich mit den Köpfen zu wackeln oder andere Possen zu vollführen.

Wirklich zu ärgern schien ihn aber die fast überreiche Vergoldung an Wänden und Meubelwerk. „Hängen das liebe Gold an Wände und Stuhlbeine,“ sagte er, „und haben keinen Kreuzer in der Tasche, das hochmüthige Edelmannsvolk. Nun, mein lieber Freund Kratzenstein ist fertig geworden mit ihnen, und sie durch ihn.“

Er lächelte jetzt wohlgefällig über den schlechten Witz, den er so eben gemacht, und blickte dabei in den mit mächtigem vergoldeten Rahmen

gezierten Spiegel, indem er das eine Auge zukniff und sich mit der Außenseite der Hand über das Kinn fuhr, vielleicht überlegend, ob ihm morgen, da er zeitig abzureisen gedachte, noch Zeit bleiben werde, sich zu rasiren, vielleicht auch nur aus Gewohnheit.

Plötzlich aber fuhr er zurück und nahm einen Augenblick lang eine lauschende Stellung an.

Wenig andere Menschen hätten vielleicht etwas vernommen, Herr Quästorius aber, der selbst den leisesten Schritt führte, nie knarrende Schuhe trug, und geräuschlos über alte wurmstichige Dielen, so wie über mit Sand bestreute Steinplatten zu gehen verstand, reagirte krankhaft gegen jeden, nur halbwege hörbaren Schritt.

„Der Teufel schlägt die Alte wirklich her," sagte er, „und sie tappt wie ein Pferd!"

Im andern Augenblicke hatte er die Hand der rasch eingetretenen Thurneisen an seinen Mund geführt, und küßte dieselbe ehrerbietig und mit einem tiefen Bückling.

„Ich bin also wirklich so glücklich," sagte er dann mit einem zärtlichen Blicke, „die liebenswürdige Jungfer Barbara in so später Stunde bei mir zu sehen, und eben heute, wo die bräutliche Fackel — —"

„Narrenspossen," versetzte die Thurneisen. „Ich bin eine alte Person, und Sie, Herr Quästorius, sind auch kein Märzenhase mehr. Wir Beide können uns zu jeder Zeit unter vier Augen sprechen. Und heute den ganzen Tag war fast immer die widerwärtige Brand oder die einfältige Kratzenstein um die Wege, und waren wir einen Augenblick allein, so verplauderten Sie stets die Sache und sprachen von anderen Dingen. Darum komme ich jetzt, wie ich Ihnen vorhin unten im Saale versprach."

Wirklich besaß Herr Quästorius in hohem Grade die schwere, aber höchst nützliche Kunst, einem Gespräche geschickt auszuweichen, welches ihm eben nicht genehm schien, und er ließ nicht selten Stunden lang Personen ganz andere Dinge sagen, als die, welche sie eigentlich mit ihm zu besprechen gekommen waren. Geschickt angebrachte Anekdoten, noch besser aber unerwartete Widersprüche und plötzliche absurde Behauptungen, welche der Gegner leicht zu bekämpfen glaubt, leisten hier treffliche Dienste. Dies wußte der würdige Rechtsgelehrte. Aber der alten Thurneisen gegenüber war jetzt nicht mehr auszuweichen. Dies war ihm ebenfalls klar, und er schalt sich daher innerlich

einen Dummkopf, überhaupt zur Hochzeit gekommen zu sein.

Laut aber sagte er:

„Auf welche Weise kann ich meine geringen Kräfte zum Dienste der theuern Jungfer Barbara verwenden?"

„O," versetzte diese, „Sie wissen recht gut, was ich will. Ich frage einfach: Was verlangen Sie?"

„Was kann ich da verlangen?" sagte Quästorius eintönig, ohne auf irgend ein Wort einen besondern Nachdruck zu legen.

„Ich dächte, Sie hätten bereits genug verlangt," rief die Thurneisen. „Sie schrieben, daß die Dosel — —"

„Beste Jungfer," sagte jetzt Quästorius, indem er mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung machte, „um Gottes willen keinen Namen. Die Wände haben Ohren, und ich will Ihnen einen Fall erzählen — —"

„Ich will aber keinen Fall hören," erwiederte die alte Jungfer ärgerlich, „und Ohren hat hier Niemand, als Sie und ich. Sie schrieben uns also von den großen Hoffnungen, welche dieser junge Mann habe; wie es Ihnen gelungen sei, zufällig und während eines gerichtlichen Geschäfts

diese Nachricht zu erhalten, und wie Sie ferner geschickt die öffentliche Bekanntmachung, oder besser die Aufforderung, diese Hoffnungen zu verwirklichen, auf einige Zeit hinausgeschoben hätten. Dann forderten Sie uns auf, den jungen Menschen in unser Interesse zu ziehen, ihn irgend wie an uns zu binden. Aber Sie sprachen ferner davon, daß wir die Früchte dieser Unternehmung theilen würden, theilen! He?"

„Ich schrieb allerdings von gewissen Hoffnungen," versetzte Quästorius, sich verbeugend, „welche, unter gewissen Umständen, gewisse Personen — —"

„Schwatzen Sie nicht in's Blaue," rief die Thurneisen erbost. „Sie schrieben, daß die Sache fast sicher sei! Und was das Binden betrifft, so ist er jetzt gebunden genug!"

„Ich erlaube mir zu bemerken, daß Sie fast ein wenig — wie soll ich sagen — fast ein wenig allzu rasch zu Werke gegangen sind, sogleich durch nauflösliche Bande den Betreffenden an die Jungfer Frida zu fesseln."

„Keine Bande auf der ganzen Welt sind unauflöslich," sagte die Thurneisen verächtlich; „aber glauben Sie, daß ich auf halbem Wege stehen bleibe? Sie wissen, daß ich sparsam bin, und jeden Pfennig umdrehe, ehe ich ihn ausgebe."

Quästorius verbeugte sich zustimmend. Die Thurneisen aber fuhr fort:

„Große Zwecke erheischen indessen große, energische Maßregeln, und ich gebe gern Hunderte aus, um Tausende zu gewinnen."

„Die Kosten für den vorliegenden Fall waren keine bedeutenden," warf der Rechtsgelehrte ein.

„So? Rechnen Sie das für nichts, daß meine Nichte einen Menschen geheirathet hat, der ihr gleichgültig war, oder eigentlich zuwider?"

„Keine Bande auf der ganzen Welt sind unauflöslich," versetzte Quästorius, indem er ihre früheren Worte wiederholte.

Die Thurneisen stampfte mit dem Fuße.

„Ich frage zum letzten Male, was verlangen Sie, wenn Sie uns Ihre Dienste ferner widmen, und wenn sich die Sache, wie ich hoffe, realisirt? Im schlimmsten Falle bedürfen wir Ihrer gar nicht mehr, der junge Dosel ist selbst ein tüchtiger Rechtsgelehrter, und mag seine wohlbegründeten Ansprüche selbst vertreten."

„Ich freue mich, das zu hören," sagte Quästorius ernsthaft, „nach Ihren bisherigen Aeußerungen über den jungen Mann konnte ich dieses kaum vermuthen."

Die Thurneisen schwieg einige Augenblicke, und

Quästorius, obgleich er einen heftigen Ausbruch von ihrer Seite erwartete, sah sie dennoch mit theilnehmenden und Aufmerksamkeit anzeigenden Blicken an, als sähe er gespannt ferneren Mittheilungen entgegen über die Tüchtigkeit seines jungen Collegen. Aber die alte Jungfer schien einen andern Weg einschlagen zu wollen.

„Sprechen wir ernsthaft,“ sagte sie, „und vor Allem vernünftig. Unmöglich konnte es Ihr Ernst sein, als Sie von Theilen sprachen.“

„Was heißt Theilen?“ Sprach ich von gleichen Theilen?“

„Ah,“ rief Barbara, sichtlich erleichtert, „Sie nehmen also nicht die Hälfte in Anspruch, Sie wollen einen Antheil, einen geringeren Theil?“

„Liebe alte Freundin! bedenken Sie, wie viele Geschäfte wir lange Jahre hindurch mit einander gemacht haben? Halten Sie mich für fähig, Sie ungerecht behandeln zu wollen?“

Obgleich die „alte Freundin“ fest überzeugt war, daß dies unter allen Umständen der Fall sein werde, versetzte sie dennoch:

„Daran dachte ich keinen Augenblick, aber bei allen Geschäften muß Ordnung sein, vom Anfange aus schon, damit später nicht ein oder der andere Theil sich übervortheilt glaubt, deshalb wünschte

ich, ja muß ich einen klaren Ausspruch von Ihrer Seite haben.“

„Und was gedenken Sie, das billig wäre,“ sagte jetzt der Rechtsgelehrte, der plötzlich auf die Sache eingehen zu wollen schien.

Die Thurneisen war sichtlich einen Augenblick lang verblüfft über diese plötzliche Gefügigkeit, aber sie faßte sich sogleich wieder:

„Die Summe, wird, wie Sie schrieben, eine sehr bedeutende sein. Es würde mithin schon ein schöner Gewinn für Sie abfallen, wenn wir Ihnen geben würden —“ sie beabsichtigte zehn Procent zu sagen, aber sie handelte mit sich selbst abwärts, acht, fünf, drei Procent;“ dann sagte sie laut und mit großer Freundlichkeit: „Etwa ein Procent!“

Quästorius verzog keine Miene, aber er schien einige Augenblicke nachzudenken.

„Es kann sein,“ sagte er dann, „daß die Kosten, welche uns im Verlauf der Angelegenheit erwachsen, nur sehr geringfügig sind, es ist aber auch möglich, daß sie höher anlaufen, als wir jetzt zu berechnen im Stande sind. Ein Procent? Hm! Vielleicht käme ich wohl damit aus. — Aber ich werde genau berechnen, und Ihnen, verehrte Jungfer, das Resultat zusenden.“

Die Thurneisen hatte sich blenden lassen durch die scheinbare Gefügigkeit des Advocaten, und um ihn bei guten Gedanken zu erhalten, verließ sie nach einigen unbedeutenden Worten die Stube, und Quästorius, der mit tiefen Bücklingen sie bis an die Thür begleitet hatte, schob, nachdem er wieder in das Zimmer zurückgekehrt war, geräuschlos den Riegel vor.

Dann neigte er den Kopf ein wenig auf die Seite, und indem er mit dem Daumen und Mittelfinger sein rundes Kinn stützte, tippte er mit dem Zeigefinger eine kurze Zeit hindurch rasch hintereinander auf die geschlossenen Lippen. Er schien zu horchen und zufrieden zu sein mit dem erlangten Resultate, denn er gab jetzt seine Stellung auf, und begann sich rasch zu entkleiden, während ein leises Lächeln über seine Züge flog.

Was die Thurneisen betrifft, so erreichte sie offenbar mit vergnügter Miene ihr Zimmer, aber dort ward sie ernster, und blickte eine Zeit lang nachdenklich vor sich hin.

„Eigentlich," sagte sie dann verdrießlich zu sich selbst, „eigentlich hat er sich doch nicht bestimmt ausgesprochen, und ich weiß so viel wie vorher. Nun, warte nur, morgen!"

Sie war auch wirklich am andern Tage eine

Stunde früher auf, als Quästorius. Als aber dieser endlich erschien, und sie sich ihm näherte und das gestrige Gespräch erneuern wollte, legte er den Finger auf den Mund und sagte flüsternd: „Still! um Gottes willen still!“

Er machte sich hierauf in die Nähe der Kratzenstein, und die Jungfer Barbara begriff bald, daß für jetzt ihm nicht beizukommen war.

Als hierauf die jungen Eheleute in's Frühstückszimmer traten, fiel es Niemand ein, die bei ähnlichen Gelegenheiten, wenigstens früher gebräuchlichen, Anspielungen und Scherze zum Vorschein zu bringen.

Frida trug ihr gewöhnliches, ziemlich verwaschenes Hauskleid, sah finster und sauertöpfisch darein, und als es einigermaßen den Anschein hatte, als werde Niemand mehr Zucker nehmen, klappte sie die Zuckerdose geräuschvoll zu, und verschloß sie in einem Wandschränkchen.

Was Heinrich betrifft, so glich derselbe eher allem Andern, als einem jungen, glücklichen Gatten und beginnenden Hausherrn. Er hatte, zweifelsohne durch ehestandlichen Einfluß, ein altes, verwachsenes Studentenröcklein an, und war in hohem Grade verlegen und befangen.

Das hinderte indessen Quästorius nicht, ehe

er sich zu seinem bereits eingespannten Reisewagen begab, ihm freundlich die Hand zu drücken und mit gedämpfter Stimme zu sagen:

„Wenn Sie, lieber junger Herr College, einmal meiner in irgend einer Angelegenheit bedürfen, so wenden Sie sich ungescheut an mich.“

„Ja,“ versetzte der junge Mann verlegen, „ich werde, eben so wie mein seliger Herr Schwiegervater und — —“

„Nein,“ sagte Quästorius noch leiser, „auch in Sachen, welche Sie allein betreffen.“ Er betonte das Wort „allein“ auffallend, und fuhr, nachdem er sich ehrfurchtsvoll und tief gegen die Frauen verbeugt hatte, davon.

„Was hat er gesagt,“ frug die Thurneisen.

„Er hat sich mir bei vorkommenden Fällen empfohlen,“ gab Heinrich tief erröthend zur Antwort.

Die Thurneisen sah dem Wagen des Rechtsgelehrten grollend nach, Frida aber lachte, höhnisch und verletzend, laut auf.

Und jetzt begannen im Hause die Flitterwochen, so wie alles jenes namenlose Glück, was Neuvermählte im Honigmonate ihrer Ehe gemeinhin zu schmecken pflegen.

2.
Herr von Schwendel.

> Es war da auch ein fremder Herr logiret,
> Mit einer großen Perrücke und reich scharmeriret,
> Welcher aus fernen Ländern kam.
> Herr Baron von Hogier war sein Nam'.
>
> Jobsiade.

Der alte Instrumentenmacher Freudenberg, dessen Bekanntschaft wir bereits bei jenem heitern Hochzeitsfeste gemacht haben, hatte das Schicksal, von seinen Bekannten auf dreierlei Weise beurtheilt zu werden. Einige derselben hielten ihn für einen außerordentlich gescheidten Menschen, andere erklärten ihn geradezu für verrückt, und wieder andere sagten, er sei im Grunde ein ganz vernünftiger Kerl, aber er habe seine Marotten.

Alle stimmten endlich darin überein, daß er ein ganz außerordentlich geschickter Geigenmacher sei.

Die Leute von der ersten Meinung waren gute Menschen. Die von der zweiten einfältige. Die dritten hatten Recht, und hatten die Wahrheit gefunden, was im vorliegenden Falle nicht besonders schwer war, indem fast alle vernünftigen Menschen zum Glück mit einer schwankenden Anzahl größerer oder kleinerer Toll- und Thorheiten bedacht sind. Wir sagen: zum Glück, denn es giebt nichts Langweiligeres auf der Welt als einen gescheidten Menschen ohne eine Zuthat von Narrheit.

Was endlich den Ausspruch betrifft, daß er ein höchst geschickter Geigenmacher sei, so war auch dieser vollständig begründet.

Freudenberg fertigte nur ausnahmsweise, in höchst seltenen Fällen, und da nur ungern ein anderes Instrument als eine Geige, und seine Hauptstärke bestand darin, gute alte Geigen, die beschädigt waren, auf das Trefflichste wieder herzustellen, seine Leidenschaft aber war die, auch geringeren Violinen, die Schaden genommen hatten, durch seine Reparatur die Weihe eines vorzüglichen Instruments zu geben.

Die von ihm neu gefertigten Geigen waren ausgezeichnet, aber da er für dieselben außeror-

dentlich hohe Preise forderte, so hatte er verhältnißmäßig nur geringen Absatz.

Wir fügen bei, daß er krankhaft gegen das Wort Violine reagirte, und sich stets nur des Ausdrucks „Geige" bediente, eben so, wie er sich am liebsten einen „Geigenmacher" nennen hörte, und von dem Titel Instrumentenmacher wenig erbaut war.

Der würdige Geigenmacher besaß im Städtchen, von dem Frida's Landgut nur einige Hundert Schritte entfernt lag, ein kleines, bescheidenes Haus, und in diesem wollen wir ihn jetzt aufsuchen.

Er war am Tage vorher von jener großen Handels- und freien Reichsstadt zurückgekehrt, in welcher Quästorius lebte, und hatte dorthin in eigener Person eine Geige gebracht, welche er für einen dortigen reichen Kaufmann wieder hergestellt hatte.

„Wenige können Geigen repariren," pflegte er zu sagen, „noch Wenigere verstehen sie verständig zu verpacken, kaum Einer aber kann sie ordentlich wieder auspacken. Jene Krämerseele schon gar nicht. Dann muß ich ihm die Geige auch vorspielen, damit er wenigstens einmal ihren wirk-

lichen Ton hört, ehe er darauf zu kratzen beginnt."

Wir müssen hier das Urtheil eines Künstlers über Freudenberg's Spiel einschalten, der einmal das Städtchen durchreiste.

„Er beginnt wie ein Schuljunge," sagte er, „fährt fort wie ein Meister, und endigt wie ein Wahnsinniger."

Freudenberg aber hatte in jener Stadt seine Geige ausgepackt, man war über ihren Ton und sein Spiel in Entzücken gerathen, und hatte ihm endlich das Doppelte seiner an sich schon nicht unbedeutenden Forderung ausbezahlt, und jetzt, trotzdem daß er offenbar nach allen Richtungen hin die besten Geschäfte gemacht hatte, befand er sich dennoch ersichtlich in einer nichts weniger als angenehmen Stimmung.

Er saß in einem kleinen Cabinet, seinem Heiligthum, wie er es nannte, und in welches er nur in seltenen Fällen Jemand den Zutritt gestattete, und hatte am geöffneten Fenster Platz genommen, durch welches das helle und klare Sonnenlicht eines freundlichen Herbstmorgens mit vollen Strahlen eindrang.

Wie er es aber gewöhnlich zu machen pflegte, wandte er auch heute diesem letzten Grüßen der

grünen Jahreszeit den Rücken, und blickte auf ein großes, fast die ganze Wand vor ihm bedeckendes Bild aus der spanischen Schule, aber eigentlich auf die Gegenstände, welche sich vor demselben befanden.

Dieses Bild war nämlich so stark nachgedunkelt, daß nur mit Mühe noch die höchsten Lichter einiger Köpfe auf demselben erkannt werden konnten, und der Geigenmacher hatte vor demselben Schnüre gespannt, an welchen sich, in Reihe und Glied geordnet, die einzelnen Theile der Geigen befanden, welche er entweder wirklich neu zu bauen im Begriffe stand, oder solcher, die er reparirte und verbesserte.

An einer Schnur hingen die Deckel, auf welche er ganz besondern Werth legte, an einer andern die Zargen, an einer dritten die Böden, dann folgten die Hälse mit den Schnecken, die Griffbretter, und selbst die Saitenhalter, gereiht auf ein kleines bescheidenes Schnürlein, waren nicht vergessen.

Von dem dunkeln, fast schwarzen Grunde des Bildes stachen nun die hellen und noch nicht gebeizten Theile der Geigen scharf und deutlich ab, die dunkeln hatte er mit oft sonderbar gestalteten Unterlagen von weißem Papier versehen,

und auf diese Weise war es ihm möglich, etwaige Fehler an der Form seiner Werkstücke beobachten zu können und dieselben zu verbessern.

Heute aber saß er verdrossen vor diesen Anfängen seiner Schöpfung.

Bisweilen tippte er mit einem Bogen, welchen er in der Hand hielt, gegen einen Geigendeckel, und versetzte denselben in schwingende Bewegung, welcher er dann folgte, indem er den Kopf ebenfalls hin und her neigte, plötzlich aber warf er ärgerlich den Bogen weg.

„Es geht nicht,“ sagte er dann verdrießlich, „ich mag treiben, was ich will, ich bringe die unglückliche Geschichte nicht aus dem Kopfe. Statt mit meinen lieben Geigen da zu plaudern, sie vernünftig zu erziehen, und ihnen nach und nach Bildung und Ton beizubringen, werde ich jetzt eine Art Advocat werden, werde alte, wurmstichige Acten studiren, und werde mich mit allerlei geldgierigem Gesindel herumbalgen müssen. Und dann die Sorge, daß die Mädchen nichts erfahren, damit ihnen der Kopf nicht vollständig verdreht werde! — Der Teufel soll diesen Quästorius holen!“ Er zog dann aus einem Verschlusse ein bereits ziemlich abgegriffenes Zeitungsblatt,

und las, ohne Zweifel nicht zum ersten Male, knurrend und murrend einen Artikel in demselben.

Wir wollen ihn nicht stören in seiner Lectüre, wie wir dies überhaupt stets mit allen Zeitungslesern so halten, und uns nur glücklich fühlen, wenn sie nach dem Genusse ihrer Zeitung uns nicht in Mitleidenschaft ihrer patriotischen Gefühle zu ziehen beabsichtigen, sondern wir wollen uns eine Treppe abwärts, in das Erdgeschoß verfügen, und nach den beiden Mädchen sehen, von welchen wir schon früher sprechen hörten, nach Käthe und Sophie Dosel, den Nichten Freudenberg's, die er zu sich genommen hatte, da er unbeweibt war.

Beide saßen am offenen Fenster, eifrig mit Ausbessern von Wäsche beschäftigt, und nicht minder eifrig plaudernd und scherzend.

Käthe, die ältere, war eine ziemlich starke und volle Blondine, während ihre Schwester dunkle Haare und braune Augen hatte, und graciler gebaut war als jene.

Da man gewöhnlich, abgesehen von anderen guten und schlimmen Eigenschaften, anzunehmen pflegt, daß blonde Personen ruhiger und weniger lebhaft sind, als solche die dunkle Haare haben, so müssen wir sogleich von vorn herein be-

merken, daß hier der entgegengesetzte Fall stattfand, und daß die blonde Käthe die bei weitem lebhaftere und aufgeweckte der beiden Schwestern war.

„Es ist eine Sünde und Schande, wie sie mit ihm umgehen," rief sie jetzt heftig, „ich wollte, ich könnte einmal vierundzwanzig Stunden in seiner Haut stecken. Ich wollte es ihnen zeigen!"

Sophie fuhr einige Male mit dem Nagel des Daumens über eine Naht, und indem sie hierauf ihre Nadel auf's Neue einfädelte, erwiederte sie ruhig:

„Ich kann's kaum glauben."

„Glaub's oder glaub's nicht, deshalb ist es doch so. Er hat gestern zum ersten Male seit den drei Wochen seiner Verheirathung ein paar unbewachte Augenblicke gefunden, um mit Klettenheim durch das Gitter des Gartenthors einige Winke zu wechseln, und fast unter Thränen hat er dem sein Leid geklagt."

Da Jedermann weiß, daß von dem jungen Heinrich Dosel die Rede, welcher draußen auf dem Landgute seine Flitterwochen abzubüßen im Begriffe war, so lassen wir jetzt Käthe wiederholen, was sie schon vorher zum Theil wenigstens Sophie erzählt hatte.

„Sie behandeln ihn," sagte sie, „die Frida und die beiden alten Drachen, die Thurneisen und die Kratzenstein, wie einen Schuljungen, oder wie eine Null im Hause.

Er muß seine alten, fadenscheinigen Kleider tragen, und die neuen, zu Brautstand und Hochzeit gefertigten, haben sie eingeschlossen. Bei Tische legt ihm die Frida vor, schmale und kleine Bissen, die sie ihm dadurch würzen, daß sie ihm unaufhörlich das ungeheure Glück vorwerfen, das er gemacht habe durch die Verbindung mit einer so respectablen Familie, wie die ihrige. Er hat fortwährend Hunger, der arme Teufel, wie er Klettenheim klagte, fast lächerlich aber ist, was vor einigen Tagen geschah.

Er war der Thurneisen ein paar Hundert Gulden schuldig, die er mit schwerem Gelde verzinsen mußte. Natürlich glaubte er diese Schuld getilgt, auf einmal aber mahnte ihn die Alte, und verlangte am Verfalltage ihre Zinsen.

Anfänglich hielt er dieses Ansinnen für einen Scherz, als er aber sah, daß sie bittern Ernst machte, sagte er ihr, daß sie ja selbst wisse, wie er ohne Heller und Pfennig sei, und von Frida noch keinen Kreuzer gesehen, viel weniger aber einen bekommen habe.

„Glaubt der junge Herr," rief die Thurneisen da, „daß er unsere Zinsen mit unserem Gelde zahlt?"

Und jetzt muß er Noten schreiben, Rechnungen und andere Dinge copiren, welche die Thurneisen sich von allerlei Leuten verschafft, und den Geldbetrag steckt die Alte ein, obgleich, wie Heinrich behauptet, die diesmaligen Zinsen längst gedeckt sind. Die Frida und sie kamen eben deshalb hart an einander, nicht etwa weil jene ihren Mann in Schutz nahm, sondern weil sie den Ueberschuß jenes Abschreiberlohns für sich, als Ehefrau, in Anspruch genommen hatte.

„Da trägt er selbst die Schuld," fiel Sophie ein, „wenn er sich das Alles gefallen läßt. Er sollte als Mann auftreten."

„Ja, trete Du nur als Mann auf," versetzte Käthe, „ich habe immer sagen hören, daß eine halbwege energische Frau mit jedem Mann fertig wird, und dort sind drei über ihn. Ich wollte ihnen freilich die Zähne zeigen!"

„Ich bin's überzeugt," sagte Sophie lächelnd, „und ich glaube auch, daß ein böses Weib den wackersten Mann nach und nach zu Grunde richten kann. Aber was haben denn die da draußen eigentlich mit dem armen Kerle, dem Heinrich vor,

daß sie ihn zwingen, über Hals und Kopf die Frida zu heirathen, und jetzt ihn plagen und quälen bis auf's Blut?"

Käthe ließ ihre Arbeit einen Augenblick ruhen, zog die Augenbrauen in die Höhe, und sah ihre Schwester mit einem eigenthümlichen Blicke an. Dann sagte sie:

„Klettenheim hat mir etwas anvertraut, was er selbst auf geheimnißvollem Wege erfahren hat, aber ich habe es ihm mit Hand und Mund versprechen müssen, das Geheimniß gegen Jedermann zu bewahren."

„Nun, dann will ich es auch nicht wissen," versetzte Sophie, indem sie ruhig fortarbeitete. Käthe aber fuhr fort:

„Dir indessen, als meiner Schwester, kann ich es wohl mittheilen: der Heinrich ist der Sohn eines ungeheuer reichen und vornehmen Mannes, vielleicht gar eines Königs oder etwas dergleichen, der demnächst erscheinen und ihn mit sich nehmen wird. Dann geht die Frida mit, und wenn er ein Prinz ist, wird sie eine Prinzessin. Hast Du begriffen?"

„Um Gottes willen," sagte Sophie, „glaube doch nicht solche tolle Dinge; wir haben ja selbst die

Eltern des Heinrich gekannt, die Beide gestorben sind, und so arm waren, als er selbst!"

„Hast Du noch nichts von gefundenen Kindern gehört?" erwiederte eifrig ihre Schwester, „welche ein Muttermaal auf der Schulter oder sonst wo hatten, in ihren Windeln ein fürstliches Wappen führten, und während einer stürmischen Herbstnacht armen, aber rechtschaffenen Leuten auf die Schwelle gesetzt worden sind. Oder von solchen, die bei noch schlimmerem Wetter ein Vermummter in die Häuser bringt, schweigend eine Rolle Gold daneben legt und mit dumpfer Stimme spricht: Nehmt dies, und haltet das Kindlein gut, man wird Euch im Auge behalten. Er geht dann, und wenn der Hausvater ihm nach einigen Augenblicken nacheilt, so ist er, trotz der Blitze, die draußen die Nacht erhellen, spurlos verschwunden. Das Kind wird später ein Prinz, mit dem Heinrich hat es eine gleiche Bewandtniß, und die Kratzensteins wissen und wußten darum. Das geht schon daraus hervor, daß sie ihn jetzt vollständig einsperren und mit Niemand verkehren lassen, so daß selbst seine Tante, die Frau Brand, seit der Hochzeit nicht mehr in's Haus gelassen wurde. Sie fürchten, daß er ihnen durchbrennt, wenn er seinen hohen Stand erfährt!"

„Das ist der rechte Weg nicht,“ sagte Sophie; aber Käthe breitete sich jetzt weitläufig aus über das Glück solch plötzlicher Erhebung und unverhofften Reichthums.

Prächtige Kleider, blitzende Diamanten, reich geschmückte Wagen mit brausenden Rossen, ein glänzendes Palais: täglich offene Tafel, umstanden von goldbordirten Dienern, und besetzt mit Fürsten und Grafen. Dann kämen fremde Prinzen, welche um ihre Hand anhalten würden, die sie dann dem schönsten und vornehmsten reichen werde.

„Pfui, pfui!“ rief Sophie, und Dein armer Schullehrer, der Klettenheim, was wäre mit dem?“

„Ach Gott, ich meinte ja nur,“ sagte Käthe „es kommt ja doch kein Papa König, um mich abzuholen, und später kein Prinz, um mir seine Hand zu reichen.“

In diesem Augenblicke bog eine elegante Equipage um die Ecke, und hielt vor dem Hause Freudenberg's.

Käthe war zuerst todtenbleich, dann glühend roth geworden, und als ein Jäger vom Kutschenbocke gesprungen war und, an's offene Fenster tretend, fragte, ob hier der berühmte Geigenmacher

Freudenberg wohne, war sie nicht im Stande zu antworten.

Sophie hingegen antwortete einfach, daß das Haus ihrem Oheim Freudenberg gehöre, und nachdem der Jäger hierauf den Schlag geöffnet hatte und ein Herr ausgestiegen war, ging sie ihrerseits, die Hausthür zu öffnen und den Fremden, der bereits vor derselben stand, einzulassen.

Es war ein Mann, etwas über Mittelgröße, mit ziemlich breiten Schultern, und eher corpulent, als schlank gebaut. Er trug keinen Bart, aber ungepudertes, volles, schwarzes Lockenhaar, und hatte an der rechten Wange eine kleine, ohne Zweifel von einer Hiebwunde herrührende Narbe. Was seine Kleidung betrifft, so bestand sie aus einer Jagduniform, wie solche in jener Zeit häufig von vornehmen Herren, welche incognito reisen, getragen wurde, und der Schnitt dieses Kleides hatte eher einen gewissen phantastischen Schwung, als streng militärischer Form.

Der also Beschaffene grüßte das junge Mädchen artig und achtungsvoll, und wiederholte die Frage nach Freudenberg; aber während dessen war dieser bereits oben an der Treppe erschienen, und nahm jetzt das Gespräch auf, indem er den Fremden bat, sich herauf zu bemühen, und nach-

dem dieser Folge geleistet hatte, führte er ihn in ein kleines Zimmer, welches durch die Werkstätte von dem Cabinette mit dem schwarzen Bilde und den Geigendeckeln getrennt wurde.

Der Fremde warf einen flüchtigen, aber scharfen Blick über das einfach ausgestattete Gemach, und heftete dann seine Augen auf Freudenberg, indem er die Unterlippe einkniff und das Kinn ein wenig zurückbog; nach einigen Augenblicken des Schweigens sagte er aber:

„Endlich also habe ich das Glück, den berühmten Mann zu sehen, von dem ich in London, in Paris, in Dresden, Wien und Berlin, kurz allenthalben, wo die göttlichen Pimpleïden ihre Tempel geöffnet haben, das Rühmlichste und Beste erfahren. Den Mann, den die Kenner verehren und den das Publicum vergöttert — —"

Freudenberg begann sich zu ärgern, zum Theil vielleicht aus dem Grunde, weil er nicht wußte, wer die Pimpleïden *) waren, und weil ihm der Name curios vorkam. Er sagte daher kurz:

„Ich heiße Freudenberg, ja, und wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?"

„Von Schwendel," erwiederte der Fremde,

*) Man nannte die Musen so von einem Berge und einer Quelle Pimpela in Pierien.

welcher jetzt plötzlich die Tactik geändert zu haben schien. Denn in den zwei einfachen Worten lag eine gewisse vornehme Ruhe, welche etwa bedeutete: „Ich sage „von" Schwendel, obgleich ich eben so gut General, Staatsrath, Minister oder sonst etwas Aehnliches hätte sagen können; aber ich liebe nicht viele Worte zu machen um Dinge, welche ohnehin alle Welt weiß, oder wenigstens wissen sollte."

Freudenberg verbeugte sich und fragte, was ihm die Ehre seines Besuches verschaffe, — worauf ihm von Schwendel sein Anliegen eröffnete mit sehr artigen, wenn gleich weniger schwülstigen Worten, als am Anfange.

Freudenberg's Name sei bekannt, sagte er, in allen Landen, in welchen man Geigen und Bögen habe. Die Namen Amati, Guarneri, Stradivari hätten einen guten Klang, aber die Geigen und der Name Freudenberg's hätten einen bessern. Er selbst, von Schwendel, verstände es nicht, aber er glaube, was alle Welt für unwiderstreitbar annehme.

Weshalb man aber Freudenberg so ganz besondere Anerkennung zolle, das sei seine Kenntniß der Geigen überhaupt, und seine allein dastehende Fertigkeit, selbst wenig vorzügliche Geigen zu den

besten umzugestalten. Und eben deshalb sei er gegenwärtig hier. Er habe einen Freund, er glaube wenigstens jene Persönlichkeit also benennen zu dürfen, trotz ihrer hohen Stellung, und habe gewisse Verpflichtungen gegen jenen zu erfüllen.

„Sie begreifen?“ sagte er jetzt mit diplomatischem Lächeln zu Freudenberg.

Dieser nickte bejahend, obgleich ihm die Sache nur theilweise klar war.

„Nun sehen Sie,“ fuhr der Schwendel fort, „da habe ich nun eine Geige gekauft, und wünschte Ihr Urtheil, ob dieses Instrument so trefflich ist, als man mir sagte, und ob ich jenen hohen Herrn, der ein Kenner und ausgezeichneter Violinspieler ist, dieselbe verehren darf, ohne mich zu blamiren. Ferner, ob Sie vielleicht, wenn es auch schon an und für sich gut, durch irgend eine kleine Verbesserung dasselbe noch besser machen können?“

Hierauf versetzte Freudenberg, daß er vor Allem die Geige sehen müsse, und Herr von Schwendel ertheilte dem unten wartenden Jäger den Befehl, das noch im Wagen befindliche Instrument heraufzubringen.

Schon ehe Freudenberg die Geige in seiner Hand hatte, zuckte er, wie von einem plötzlichen Schmerze ergriffen, krampfhaft mit dem linken

Mundwinkel, dann aber klopfte er mit dem Knöchel auf den Deckel der Geige, und hielt sie hierauf einen Augenblick gegen das Licht, zwischen Saiten und Deckel hindurchblickend.

Von Schwendel hatte aufmerksam diese Untersuchung mit seinen Blicken begleitet, und fragte jetzt neugierig:

„Nun, was ist die Geige werth?“

Freudenberg gab hastig das Instrument in die Hände Schwendel's und fuhr dann rasch mit den Fingerspitzen über die Schöße seines Rockes, als fühle er unwillkürlich das Bedürfniß, seine Hände zu reinigen, und als Schwendel seine Frage wiederholte, sagte er trocken:

„Ich kann nicht sagen, was diese Geige werth ist.“

Ein eigenthümlicher Zug von Ueberraschung und Vergnügen flog jetzt über von Schwendel's Antlitz.

Sollte diese Geige in der That ein ausgezeichnetes Instrument, Hunderte, ja vielleicht Tausende von Gulden werth sein? Unschätzbar sogar, nach der Meinung dieses ausgezeichneten Kenners! Vornehme Herren kaufen so selten billig ein, besonders Dinge, welche sie nicht verstehen, und

ein glücklicher Zufall hätte sich ihm hier günstig gezeigt?

Er klopfte jetzt ebenfalls, wie es der Geigenmacher gethan hatte, auf die Violine, sah zwischen Deckel und Saiten hindurch, und fuhr hierauf, zum Ueberflusse, einige Male mit dem Daumen über die Saiten.

Freudenberg zog krampfhaft den linken Fuß in die Höhe, aber Schwendel sagte:

„Nun, Sie können doch wenigstens annähernd bestimmen, welchen Werth sie hat.“

„Nein,“ rief der Geigenmacher jetzt heftig, „ich kann nicht sagen, was sie werth ist! Ich kann blos sagen, was sie nicht werth ist. Sie ist nicht werth, daß ich sie hier zum Fenster hinaus werfe. Pfui Teufel!“

Er spuckte bei diesen Worten aus, vollführte einige sonderbare Sprünge, und schwang den Gegenstand seiner Verachtung, den er rasch aus Schwendel's Hand genommen hatte, wie eine Keule über seinem Haupte. Dann schleuderte er sie, da sie nicht werth war, durch's Fenster geworfen zu werden, mit Heftigkeit auf einen Tisch, so daß die jämmerlich verstimmten Saiten einen grauenvollen Klageton von sich gaben.

Man mußte in diesem Augenblicke den Leuten

unbedingt beistimmen, welche ihn für total verrückt erklärten.

Auf der andern Seite aber war von Schwendel's Haltung zu bewundern.

Vornehme Herren pflegen häufig bei ähnlichen, in ihrer Gegenwart vorkommenden Ausbrüchen von Heftigkeit, um nicht Rohheit sagen zu müssen, vollkommen gelassen und ruhig zu bleiben, vielleicht selbst einige höfliche Worte zu sprechen, dann aber sich schweigend zurückzuziehen, und der ferneren Berührung mit dem tactlosen Subjecte für immer aus dem Wege zu gehen.

Schwendel aber, obgleich sich getäuschte Erwartung in seinen Zügen zeigte, that dennoch nichts dergleichen.

Herr von Schwendel war nicht blos vornehm, er war auch liberal.

„Donnerwetter," rief er, „das Ding ist also nichts werth."

Freudenberg schnippte mit den Fingern:

„Nicht einen Pfifferling, eine jämmerliche Schachtel vom Harze!"

Dann aber setzte er einlenkend hinzu:

„Wenn es Ihnen indeß genehm ist, will ich aus diesem jämmerlichen Dinge eine Geige machen, die sich gewaschen hat."

„Wäre es möglich?“

„Ja das kann ich,“ rief Freudenberg, indem er sich auf die Brust schlug.

„Und wie fangen Sie es an?“

„Das ist meine Sache, aber es soll eine Geige werden, die ihres Gleichen sucht.“

„Wie viel Zeit bedürfen Sie hierzu?“

„Hm! drei bis vier Wochen.“

„Mein lieber Freudenberg,“ sagte jetzt Schwendel freundlich und herablassend, „machen Sie mir aus diesem schlechten Instrumente eines ihrer Meisterwerke. Nach dem Preise frage ich nicht, er darf so hoch sein, als er will. Aber“, setzte er hinzu, „ich habe eine Bedingung, eine Bitte: darf ich hier und da Ihr künstlerisches Schaffen belauschen?“

Freudenberg schien sich einige Augenblicke zu bedenken, dann sagte er:

Ja, es wird mir Vergnügen gewähren und Sie sollen sogleich die erste Operation mit ansehen.

„Er legte die Geige, scheinbar sorgfältig auf den Boden, dann aber sprang er mit gleichen Füßen auf dieselbe, so daß sie krachend zersplitterte, worauf er die Stücke zusammenlas und in eine Schublade legte.

Schwendel reichte ihm die Hand: „Sie sind

der genialste Mann, den ich kennen lernte, ich aber werde meinen Wagen auf meine Güter senden, und als einfacher Mann hier im Orte leben, bis mein Instrument vollendet aus Ihren Meisterhänden hervorgegangen sein wird.“ —

Er blieb wirklich im Städtchen, woselbst er sich im Gasthofe einmiethete, und theilte seine Zeit in größere, oft den ganzen Tag andauernde Spaziergänge, und in Besuche bei Freudenberg, den er vorzugsweise in seiner Werkstätte aufsuchte. Mit den beiden Mädchen hatte er in der ersten Zeit nur wenig Umgang, und wie es schien, nur in so weit, als es eben der Anstand erforderte. Freudenberg erfuhr auch die Ursache hiervon.

Schwendel hatte viel gesehen, viel erfahren und viel gelitten. Als er mündig geworden, hatte er seine Jugendliebe geheirathet, ein armes Mädchen aus geringem Stande, nicht adelig wie er, aber — ein Engel. Zwar feindete man ihn an, dieser Mißheirath halber, und beneidete ihn seines Glückes wegen. Aber was schadete das? Er hatte starke Arme, das Weib seiner Liebe zu schützen, und er that es. Es hatte indessen den Anschein, als ob auch die unsterblichen Bewohner des Olymp neidisch geworden auf sein namenloses Glück. Seine Anastasia begann zu kränkeln, dann welkte

sie siechend dahin, und endlich stieg sie in den dunklen Hades.

Von Schwendel gerieth in Raserei. Anfänglich beschloß er, alle Menschen zu tödten, dann wollte er sich selbst ermorden, zuletzt aber gab er auch dieses auf, und beschloß, seinem Kummer zu leben, wie vorher seiner Liebe. Zu diesen und anderen Zwecken unternahm er hierauf große Reisen, und sammelte immense Erfahrungen, aber — wenn er ein Weib sah, wurde sein Herz krank, er gedachte des Glückes, das er an Anastasia's Seite verlebt, und seine Gedanken wateten sogleich durch den kothigen Kocytus, um zum Styx zu gelangen, und nachdem sie diesen durchschwommen, an der Seite Proserpina's, den Schatten seiner Anastasia aufzusuchen. Deshalb floh er die Weiber, und nur nach und nach konnte er sich an den Anblick eines und desselben Individuums gewöhnen.

Obgleich der Geigenmacher nichts weniger leiden konnte, als die schwülstigen, mythologischen Phrasen, deren sich zu gewissen Zeiten Schwendel in noch reichlicherem Maße bediente, als wir es wagen, sie ihm nachzusprechen, so war doch diese Erzählung Schwendel's Musik in seinen Ohren, indem er die fixe Idee hatte, daß die überwiegende Anzahl des männlichen Geschlechts die straf-

bare Absicht habe, seine Nichten zu verführen, und er vorzugsweise aus diesem Grunde die Bekanntschaften duldete, ja unterstützte, welche der Forstgehülfe Schmidt mit Sophien, und der Schulamtscandidat Klettenheim mit Käthe angesponnen hatten.

Beide junge Männer hatten zwar nur höchst bescheidene Aussichten, dafür aber, das wußte Freudenberg, ehrliche Absichten, er selbst aber hatte an ihnen zwei zuverlässige Hüter seiner Nichten gewonnen.

Da Schwendel Herzkrämpfe bekam, und sich umgehend in die unterweltlichen Gewässer begab, wenn er eines Weibes ansichtig wurde, so war er auch vor diesen sicher, und bis er sich an den Anblick seiner Nichten auf einigermaßen gefährliche Weise gewöhnt haben würde, hoffte Freudenberg mit der Geige fertig zu sein.

Es schienen aber ganz unerwartete Hindernisse eintreten zu wollen, welche diese Hoffnung auf eine längere Zeit hinausschoben.

Zuerst rief ihn ein Brief von Quästorius in die Stadt, und da man in jener Zeit zur Hin- und Herreise zwei Tage bedurfte, und er sich dort einen Tag aufhalten mußte, so waren schon drei Tage Arbeitszeit verloren. Er kam überdies in

ersichtlich aufgeregter und ärgerlicher Stimmung zurück, und Schwendel überraschte ihn verschiedene Male, wie er, eifrig in alten und sonderbar geformten Schriftstücken kramend, in der Werkstätte saß, statt die arme zertretene Schachtel vom Harz wieder zu Ehren zu bringen.

Dann aber schien der Ruhm und das Ansehen Freudenberg's sich plötzlich auf eine höchst erfreuliche Weise gemehrt und verbreitet zu haben, und es liefen von verschiedenen Seiten Briefe ein, welche dies bethätigten, und ansehnliche Bestellungen theils in Aussicht stellten, theils wirklich machten.

So schrieb ein hoher kirchlicher Würdenträger des Nachbarstaates an den Geigenmacher, und bat ihn, sich in ein etwa sechs Stunden entferntes Städtchen zu begeben, wo er mit ihm zusammentreffen und sich über die Herstellung zweier Cremoneser Geigen seiner Capelle mit ihm berathen wolle.

Der Brief dieses Prälaten war in solchen freundlichen Ausdrücken abgefaßt, daß Freudenberg, trotz seiner beschränkten Zeit, dennoch keinen Anstand nehmen konnte, ihm Folge zu leisten.

„Ich herrsche in der Kirche," hieß es unter Anderem, „Sie im Reiche der Töne. Wir sind

Collegen. Vereinigen wir uns, um die Kirche durch die Kunst, und die Kunst durch die Kirche zu verherrlichen."

Für sich dachte Freudenberg:

„Ach, nun kommen die Leute endlich doch darauf, was ich für ein Kerl bin," zu Schwendel aber sagte er:

„Da haben sie diesen Herrn als einen hoffärthigen und stolzen Pfaffen ausgeschrien, und es ist einer der gebildetsten und höflichsten Geistlichen der Welt."

„Freilich," erwiederte dieser, indem er zustimmend mit dem Kopfe nickte, „freilich, das hätte ich Ihnen längst sagen können, denn ich war häufig und längere Zeit an seinem Hofe. Wenn er einen Fehler hat, so ist es der, daß er das Geld allzu verschwenderisch wegwirft, wenn er einmal eine Liebhaberei für etwas gefaßt hat."

Das war Freudenberg lieb zu hören. Zwar war er nicht geizig, aber dennoch strich er gern Geld ein, und das „Honorar" für seine Arbeiten war ihm doppelt angenehm, da es zugleich seiner Eitelkeit schmeichelte. Wie man vernimmt, sollen nicht allein Instrumentenmacher diese Eigenthümlichkeit an sich haben.

Aber er hatte nicht das Glück, jenen vortreff-

lichen Kirchenfürsten von Angesicht kennen zu lernen, denn als er, nach verschiedenen ausgestandenen Reiseabenteuern, die bezeichnete kleine Stadt erreichte, fand er einige Zeilen desselben vor, welche ein Jäger gebracht, und welche entschuldigend meldeten, daß plötzlich eingetretene, unvorhergesehene Hindernisse sein Eintreffen unmöglich gemacht hätten.

Freudenberg kehrte verstimmt zurück, und als einige andere Bestellungen denselben Erfolg hatten und ihn stets einige Tage vom Hause entfernt hielten, betheuerte er, daß er gar keiner mehr Folge leisten werde; da die Leute wüßten, wer er sei und wo er wohne, so sollten sie ihn aufsuchen.

„So habe ich es gemacht," rief Schwendel vergnügt, „und ich that recht daran. Berühmte Männer sprengt man nicht nur so ohne Weiteres im Lande umher."

Ueberhaupt schien die Luft des Städtchens trefflich auf Herrn von Schwendel einzuwirken, er wurde täglich herablassender und gütiger, und schien seinen Schmerz hinsichtlich der verewigten Anastasia männlich niederzukämpfen.

So erschien er eines Tages bei Freudenberg, und da sich dieser eben im unteren Zimmer, bei

den Mädchen befand, so sagte Schwendel in gemüthlichem Tone:

„Hört, Kinder, wißt Ihr was? ich esse heute bei Euch. Hausmannskost, weiter nichts, ich leid's nicht, daß Ihr etwas Apartes kocht. Im Gasthofe ißt man gut, das ist richtig, aber zu fett. Das verdirbt mir den Magen!"

Freudenberg schien nicht ganz angenehm berührt von der unverhofften Ehre, und machte die gewöhnlichen Entschuldigungen von allzu einfacher Kost, von nicht eingerichtet sein und Aehnlichem, aber Schwendel klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte, wie er für eine derbe, einfache Hausmannskost gerade ganz besonders schwärme, und da auch Käthe bereits in die Küche geeilt war, zur Verwunderung der alten Köchin alles Fett beseitigte und einschloß, und dann mit Hast selbst zu sieden und zu braten begann, war kaum etwas mehr zu machen. Schwendel blieb, und obgleich es fast ungebührlich lange dauerte, bis die Suppe auf den Tisch kam, so schien dennoch der Gast dies nicht zu bemerken, und war die Heiterkeit selbst.

Auch bei Tische behielt er diese muntere Laune, und es wäre ihm vielleicht gelungen, den Aerger Freudenberg's zu vertreiben, wäre das Essen nicht

auf eine so ganz absonderliche, an das Ungenieß-bare gränzende Weise bereitet gewesen.

Die Selbsteinladung Schwendel's war ihm unbequem; höchst unangenehm ferner war es ihm, daß er so lange über die gewohnte Zeit warten mußte, die endlich aufgetragenen Speisen aber versetzten ihn geradezu in Zorn.

Es war nichts zu viel, noch zu wenig gesalzen, es war nichts verbrannt, nichts ungar, und in keiner Speise herrschte irgend ein Gewürz auf unangenehme Weise vor. Aber die Suppe war einem Kranken- oder Wassersüpplein ähnlich, und hatte kein einziges Fettauge, mit welchem sie dem Genießenden einen freundlichen und einladenden Blick zuwerfen konnte.

Das Rindfleisch schien von der Hand eines Anatomen aus auf die Tafel gekommen zu sein, so sorgfältig waren von demselben auch die kleinsten Fetttheilchen abpräparirt.

Vom Gemüse schweigt die Geschichte, und sie hat recht zu schweigen, da die Bereitung desselben in der Gegend, von welcher wir sprechen, überhaupt eine grauenhafte ist. Was aber die Würstchen betrifft, welche man dem mißhandelten Kohle beigelegt hatte, so war mit denselben offenbar eine unerlaubte, ja vom Küchenstandpunkte aus vielleicht

selbst schmähliche Handlung vorgenommen worden. Man mochte vielleicht während des Bratens eine winzige Zuthat des verpönten Fettes den armen Dingern dennoch zugewendet haben. Aber es war nicht zu verkennen, daß man dieselben hierauf mechanisch wieder von demselben befreit hatte. Vielleicht durch Abreiben mittelst eines Tuches, nach vorhergegangenem Ausdrücken!

Es wäre gräßlich!

Aber die unglücklichen Opfer lagen blaß, mit Runzeln und Falten bedeckt, und jener angenehmen Bräune, welche einer braven Wurst die Liebe und Achtung des Essenden erwirbt, vollständig entbehrend, in der Schüssel.

Man wußte nicht, waren sie gesotten oder gebraten, was auf eine Speise ein eben so schlechtes Licht wirft, als wie, unter Umständen und bildlich genommen, auf einen Menschen.

Nach diesem Gerichte erschienen Butterspätzchen, aber nicht in jenem angenehmen, glänzenden und hellgelben Gewande, in welchem sie von ihren Landsleuten so ausnehmend gern gespeist werden, sondern weißgrau, hart und knollig, kieselsteinartig. Wer im Lande der Spätzchen sich ein wenig umgesehen hat, wird die Bedeutung dieser un-

glücklichen Begebenheit in ihrer ganzen Größe zu würdigen wissen.

Aber jetzt setzte Käthe, mit jungfräulichem Erröthen, eine abermalige Mehlspeise auf den Tisch.

Das Unwahrscheinliche dieser Reihenfolge der Speisen verschwindet, wenn man bedenkt, daß die blonde Käthe an anderen Tagen Mehlspeisen trefflich zu bereiten verstand, daß sie dieselben selbst sehr gern genoß, und aus beiden Gründen auch Anderen gern vorsetzte, und endlich, wenn man in Erwägung zieht, daß die ihr gegebene Zeit zu kurz war, um Geflügel oder Aehnliches herbeizuschaffen.

Freudenberg hatte bisher mit Aerger alle die schlimmen Dinge hinabgewürgt, deren wir so eben erwähnten, mit einem Aerger, der sich deshalb noch steigerte, da er schweigen mußte, und in Gegenwart seines Gastes nicht schelten wollte.

Als aber jetzt Käthe das neue Gericht herbeibrachte, stieg ihm das Blut in's Gesicht, und er begann mit dem rechten Fuße jene bekannte trippelnde Bewegung zu machen, welche bei vielen Menschen das Anzeichen einer schwer zu bemeisternden Ungeduld ist. Dann stieß er verächtlich mit der Gabel wider die Schüssel und sagte:

„Was, um Gottes willen, ist denn jetzt Das?"

„Dampfnudel,“ versetzte Käthe nicht ohne einige Befangenheit.

„Pfui, pfui, und nochmals pfui Teufel!“ rief jetzt Freudenberg, der seinen Zorn nicht länger bemeistern konnte, „dieses zerfahrene, knollige, mehlpappartige, elende Zeug nennst Du Dampfnudel! Schäme Dich, Du — —“

Er verschluckte das Wort, weil entweder der Aerger oder der Anstand ihn nicht weiter sprechen ließ, aber wir müssen zu seiner Entschuldigung anführen, daß er gewissermaßen aus Familienrücksichten oder aus Pietät den Dampfnudeln von früher Jugend an ausnehmend zugethan war.

Seine selige Mutter war eine Münchnerin.

Käthe sagte halb entschuldigend, halb trotzig:

„Ich habe sie ohne Milch gemacht, da Milch doch auch eine Art Fett ist, und Herr von Schwendel das Fett nicht leiden kann.“

Der Genannte aber schlug sich jetzt mit Gewandtheit in's Mittel.

„Ich halte zwar Milch,“ sagte er, „so recht eigentlich nicht gerade für ein wirkliches Fett, aber dennoch finde ich, daß diese Dampfnudel ein höchst appetitliches Ansehn haben.“

Er nahm sich auch wirklich eine starke Portion, und verschlang sie mit demselben Heroismus, mit

welchem er alle, bisher ihm vorgesetzten, ungebührlich trockenen Gegenstände vertilgt hatte, und während Käthe ihm mit dankbaren und begeisterten Blicken zusah, erzählte er, in culinarischer Hinsicht, von seinen Reisen.

Er hatte Ungeheuerliches gesehen und gegessen, Palmwürmer, Spinnen, Eidechsen, Ameisen, Königsschlangen in warmen Ländern, Seehunde, Eisbären, Albatrosse, Fischthran in den kalten.

„Wenn Sie all' das Zeug hinuntergebracht haben," sagte Freudenberg trocken, „so wundert's mich nicht mehr, daß Sie heute von meinem Tische nicht hungrig aufstehen."

Aber Schwendel ließ sich nicht irre machen.

Zurückkehrend nach Europa, sprach er jetzt von der Küche unsres Welttheils, in anerkennenden, ja fast begeisterten Worten, und zugleich sichtend und ordnend, was eßbar.

„Das schöne Geschlecht liebt vorzugsweise die Mehlspeisen, das Süße," sagte er, „und mit Recht, denn es bedarf nicht der rohen Kraft, die der Mann sich erwirbt durch die Fleischkost.

Aber, es ist merkwürdig, in den Ländern, in welchen man die meiste Bildung, die höchste Intelligenz, die erworbene sowohl wie die bereits angeborene, findet, liebt man stets mehr und

mehr das Süße. Der Trieb zu fortschreitender Bildung beginnt in seinen ersten Anfängen da, wo man zum Kalbsbraten Birnschnitze genießt, und hat dort seine höchste Blüthe erreicht, wo man ganze Nächte bei den Zuckerbäckern zubringt, und Kuchen speist."

Freudenberg wurde durch diese und ähnliche Tollheiten zuletzt wieder heiter. Es fiel ihm kaum auf, daß sein Gast gar keinen Abscheu mehr vor seinen Nichten empfand, und sich, durch die Länge der Zeit, jetzt vollständig an dieselben gewöhnt zu haben schien. Auch trug der ungewohnte Weingenuß bei Tische ohne Zweifel dazu bei, ihn in eine vergnügte Stimmung zu versetzen; endlich aber wurde er schläfrig und entfernte sich unter Entschuldigungen, um sein gewohntes Nachmittagsschläfchen zu machen, was unter gewissen Umständen eine gefährliche Gewohnheit ist.

Es war wieder vierzehn Tage später, und abermals müssen wir den freundlichen Leser in das Haus Freudenberg's führen, und zwar in eine kleine Stube mit einem einzigen Fenster, welche neben dem größern Eß- und Arbeitszimmer der Mädchen lag.

Der Herbst, der beim Antritte seines Regiments den Liebenswürdigen gespielt, und die

besten Tage versprochen, so daß man fast glauben konnte, es werde Alles so bleiben wie beim vorigen Herrn, der am zweiundzwanzigsten September das Zeitliche gesegnet hatte, kehrte jetzt plötzlich das Rauhe heraus.

Zuerst hing er über sein ganzes Reich einen dichten grauen Wolkenmantel, so daß die Frau Sonne, welche es immer noch gut mit der Erde meinte, nicht einen einzigen freundlichen Blick mehr auf dieselbe werfen konnte.

Dann rief er seine Getreuen herbei, damit sie ihm Alles einrichten möchten nach seinem Sinne und Willen, und der Erde die paar Sommergedanken vollends austreiben sollten, die sie hartnäckig festzuhalten schien.

Da flog zuerst sein Liebling und Leibtrabant über die Stoppeln, der Herbstwind, ein rauher und unfreundlicher Geselle, schnaubend und pustend mit vollen Backen, den Staub aufwirbelnd und in Wolken vor sich hertreibend.

Als das die Blätter sahen, die so lustig bisher an den Bäumen gegrünt hatten, wurden sie traurig, verloren ihre frische Farbe und starben, und der Herbstwind trieb auch sie scheltend und spottend vor sich her, und mengte sie

mit dem Staube, auf den sie vorher verächtlich herabgeblickt hatten.

Dann kam der alte graue Nebelkönig auf einmal, still und heimlich, in's Land, und wenn des Morgens die Leute ihre Fensterläden öffneten um zu sehen, ob denn auch heute nicht die liebe Sonne ein wenig in Dorf oder Stadt blicken wolle, sah der Nebelkönig zum Fenster herein mit seinem grauen Antlitze, und sein duftiger grauer Mantel verhüllte die Dächer und Straßen.

Draußen aber tanzten seine Töchter um den dunkeln Abhang des Gebirges, wenn sie sich nicht ruhig in der Thalschlucht gelagert hatten, oder über dem See schwebten, oder sich über die Gipfel der Waldbäume hinweg, spielend jagten, als wären sie wirkliche Wolken.

Auch der bleiche Gevatter Reif, der dem Schnee nachäfft, wie jene den Wolken, lag eines Morgens draußen auf Feld und Wald, aber erkältend und tödtend die paar noch jämmerlich lebenden Blätter, und nicht die junge Saat schützend und wärmend, wie sein winterliches Vorbild.

Was die Menschen betrifft, so kauften sich einige Holz, andere borgten es, und wieder andere stahlen solches, fast alle aber hatten einen tüchtigen Schnupfen, und klagten über allerlei

Schaden und Gebrechen. Nur einige Schwindsüchtige fühlten sich ausnehmend gesund, und sprachen von den Reisen in wärmere Gegenden, welche sie im Frühlinge zu ihrer gänzlichen Herstellung zu übernehmen gedächten, die Todtengräber aber hatten viele Arbeit, und waren deshalb mit kindlichem Danke gegen Gott erfüllt, da der Sommer miserabel und elend gesund gewesen.

Freudenberg aber sagte zu seinen Nichten:

„Kinder, kriecht in Eure warme Stube und werdet wieder gut Freund mit Eurem alten grünen Kachelofen. Der Winter guckt schon über die Berge, und am Morgen und des Abends kann man schon ein Feuer vertragen."

Darum befinden wir uns in der kleinen Stube, deren wir erwähnten, und eben darum brannte ein lustiges, gemüthliches Feuer im alten grünen Kachelofen, das seine flatternden Streiflichter durch den angenehm durchwärmten kleinen Raum warf, und diese selbst bisweilen durch die halb geöffnete Thür des Schlafzimmers der Mädchen dringen ließ, und verrätherisch die beiden jungfräulichen Lager erhellte.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß über dem gemeinschaftlichen Arbeitstische der Schwestern, in der Fensternische, der unvermeidliche Canarien-

vogel hing, daß die obligate Kukuksuhr an der Wand pickte, und daß auf dem Gesimse der braunen Vertäfelung einige Gläser, Tassen und endlich einige Bücher zu sehen waren.

Aber trotz dieser gemüthlichen und traulichen Umgebung schienen sich die in der Stube Befindlichen dennoch keineswegs in einer angenehmen Stimmung zu befinden.

Es waren dies der bereits mehrmals erwähnte Forstgehülfe Schmidt, der Liebhaber oder Verlobte Sophiens, ein kräftig gebauter junger Mann mit dunklen Haaren, braunen Augen und dem frischen Rothe der Jugend auf den gebräunten Wangen, und endlich Sophie selbst.

Diese Letzte war damit beschäftigt, ihr zusammengeballtes Taschentuch von Zeit zu Zeit am Ofen zu wärmen, und es hierauf gegen ihre, offenbar vom Weinen gerötheten Augen zu pressen, der jünge Jäger aber saß mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem niedern Schemel und kaute, bedenklich in eine Ecke blickend, an seinen Nägeln.

Man hätte wohl auf einen Zank der beiden Liebesleute schließen können, aber jetzt sagte Sophie:

„Ach freilich, Johannes, Du hast recht, ich hätte

es gleich dem Oheim sagen sollen, aber ich fürchte, es ist jetzt schon zu spät."

„Warum," versetzte der Forstmann, „warum soll es zu spät sein? Du sagst es morgen dem Oheim. Der macht kurzen Proceß. Er jagt den Fremden über seine Schwelle, und die Käthe behält er im Hause, so ist die Sache fertig."

Sophie schüttelte mit dem Kopfe:

„Du weißt nicht, wie er sie umgarnt hat. Sie schwört Stein und Bein, daß er sie heirathet, und ist wie toll in ihn vernarrt. Dabei sieht sie sich bereits als eine vornehme Dame, und behandelt den armen Klettenheim auf eine erbärmliche Weise. Wäre nur der Oheim nicht so oft auf Reisen gewesen; seit der ganzen Zeit, in welcher wir in seinem Hause sind, war er nicht so oft abwesend, als eben in den letzten Wochen.

„Ich habe da meine eigenen Gedanken," versetzte der Forstmann.

„Und," fuhr Sophie fort, „noch überdies geht er jetzt täglich in's Casino, während er sonst höchstens einmal in der Woche dorthin kam. Aber Herr von Schwendel machte ihm durch seine Erzählungen und Possen zuerst die Gesellschaft angenehm, und jetzt geht er selbst nicht mehr hin.

Der starke Tabaksrauch belästige seine Augen, sagt er.“

„Ja, während der Oheim dort plaudert und schwadronirt, berückt er Deine arme Käthe vollends.“

„Ach Gott,“ sagte Sophie wieder in Thränen ausbrechend, „hätte ich nur am Anfange gleich — aber — es ist eben meine Schwester, ich wollte ihr keinen Verdruß machen. Was er nur mit der Käthe will?“

„Was er will,“ rief jetzt der Jäger in Zorn gerathend, ich will's ihm heraustreiben, was er will! Der Klettenheim ist ein Einfaltspinsel, der heult und lamentirt, statt dem Kerl die Knochen entzwei zu schlagen. Das will ich ihm thun!“

„Ach, Johannes, mache um Gottes willen keinen Skandal!“

Es wird einen größern Skandal geben, als diesen,“ sagte Johannes.

Aber das Mädchen bat und schmeichelte, und endlich versprach sie, morgen ihrer Schwester noch einmal in's Gewissen zu reden und, fruchte das nicht, sogleich dem Oheim Alles zu entdecken.

Es war unterdessen vollständig Nacht geworden, und Johannes machte Anstalten zum Aufbruche.

„Wo nur heute die Käthe bleibt,“ sagte Sophie, als er seine Büchse über die Schulter geworfen hatte, „so lange blieb sie noch nie aus, und in einer halben Stunde kommt der Oheim nach Hause!“

„Der alten Wetterhexe, die ihr Unterschlupf giebt, komme ich auch noch auf den Leib,“ erwiederte grollend Johannes.

Aber in diesem Augenblick hörte man einen hastigen Tritt auf der Straße. Sophie erbleichte.

„Der Oheim!“

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als die Klingel heftig gezogen wurde.

„Wo ist die Käthe?“ rief der hereinstürzende Freudenberg außer Athem.

Sophie antwortete mit Thränen, und der alte Mann taumelte, die Hände ringend, mit einem dumpfen Aufschrei rückwärts.

3.
Für meine Kinder.

Mephistopheles: In diesem Sinne kannst Du's wagen,
Verbinde Dich; Du sollst in diesen Tagen
Mit Freuden meine Künste sehen.
Ich gebe Dir, was noch kein Mensch gesehen.
Faust: Was willst Du, armer Teufel, geben?
Faust.

„Du mußt in Deinen Erzählungen," sagte einmal einer meiner Freunde, „nicht immer sagen: „dieses Städtchen," „jene große Stadt," oder „das Dorf," sondern hübsch klar und deutlich die Namen nennen. Es macht Alles wahrscheinlicher, glaubwürdiger, und das Publicum will es so haben."

Nun, es ist möglich, daß er recht hatte, zum Theil wenigstens, kaum aber in allen Fällen, von vorn herein schon der Philister halber, die jeden Stein in „der Stadt" oder „dem Städtchen" ken=

nen, dessen Weichbild sie nie verlassen haben, und welche einen furchtbaren Lärm machen, wenn man jenen Stein als sieben Zoll groß angiebt, während er nach ihrer Messung sieben und einen halben Zoll hat.

Befindet man sich ferner in der unangenehmen Nothwendigkeit, einen Narren oder einen Spitzbuben schildern zu müssen, so werden sämmtliche Narren und Spitzbuben, welche sich zufällig unter den sonst trefflichen Bewohnern jener „genannten" Stadt befinden, uns spinnefeind werden, spielt gleichwohl die erzählte Geschichte auch zwanzig Jahre vorher, ehe sie das Licht der Welt erblickt haben.

Es ist aber nicht statthaft, ganz unnöthigerweise und ohne alle bösliche Absicht sich Feinde zu machen.

Man hat genug zu thun mit den Leuten, mit welchen man nothgedrungen bisweilen ein wenig hadern muß.

Theils aber, um unserm Freunde uns gefällig zu erweisen, theils weil die Bewohner von Beroldsfeld, so viel uns bekannt, lauter ehrliche und möglichst verständige Leute waren (kleine Sparren werden nicht berücksichtigt, und für etwaige Fremde stehen wir nicht), so nehmen wir keinen Anstand,

jenen Namen zu nennen, da uns der Gang unserer Geschichte eben dorthin führt.

Da Beroldsfeld nicht weit vom Wohnorte Freudenberg's und seiner Nichten lag, so war auch dort der Herbst bereits eingezogen mit allem dem gewaltsamen Auftreten, dessen wir bereits im vorigen Kapitel erwähnten, der alte Freiherr Evaristus von Berold aber, der die halben Maßregeln nur wenig liebte, hatte ihn sogleich mit dem schweren Geschütz empfangen, mit welchem man den Winter zu bekämpfen pflegt, das heißt, er bezog seine Winterwohnung, ließ wacker Holzvorräthe in den Gängen und Vorplätzen aufschichten, und die Ritzen und Spalten der Vorfenster mit Moos verstopfen, und nachdem er Pelze und andere Winterkleidung hervorgesucht hatte, freute er sich allen Ernstes auf Eis, Schnee und gefrorene Fenster, obgleich, für die nächste Zeit wenigstens, noch keine Aussicht auf diese schönen Dinge war.

Das Schloß Beroldsfeld war ein zum Theil eigenthümliches Gebäude, was wir gut kennen, und wenn wir hier und da gewisse Theile oder Einrichtungen desselben schildern, deren sich Leute, die es besucht haben, nicht erinnern, so sind dies eben Neubauten, welche eine gewisse Dame auf-

geführt hat, der wir gewogener sind, als sie leider uns, und welche uns nicht selten im Stiche läßt.

Es bestand aus zwei Häusern, welche man das alte und das neue Schloß nannte. Den Eingang zu beiden bildeten zwei Thürme, welche oben, vom dritten Stockwerk aus, durch einen, außen mit Schiefertafeln gedeckten, Gang unter sich verbunden waren, und so eine Verbindung der beiden Häuser unter sich darstellte. Diese beiden, und noch ein drittes langes und einstöckiges Gebäude, wie ein paar kleinere Schuppen und Anbauten, bildeten zusammen das Schloß Beroldsfeld, welches, wo nicht die eine Seite eines Hauses schon an und für sich die Stelle einer Schutzwehr vertrat, mit Mauern umgeben war, die ihrerseits wieder durch an den vier Ecken angelegte Thürme flankirt waren.

Ein Graben, früher mit Wasser angefüllt, jetzt aber trocken gelegt, umzog das Ganze, und den Eintritt in alle diese Herrlichkeiten erhielt man auf der Seite gegen Süden durch ein äußeres, wieder durch Thürme gedecktes, und durch ein inneres Thor, zu dem man über eine, gegenwärtig in perpetuirlichen Ruhestand versetzte, Zugbrücke gelangte.

Dieses Thor, rothbraun angestrichen, wie alle

Thore und Pforten im Schlosse, war seit uralten Zeiten mit den vier Läufen eines riesigen Wildschweins geschmückt, welches wahrscheinlich einmal auf Beroldsfelder Revier erlegt wurde, und von welchem wir am Besten gar nicht gesprochen hätten, da mit wenigen Ausnahmen sich kaum ein Leser für dasselbe interessirt.

Eine kleinere Pforte führte endlich auf der Westseite vom Schlosse aus und über eine steinerne Brücke in den, an zwanzig Morgen großen, Garten.

In dem Schloß zu Beroldsfeld lebten vielerlei Generationen und mancherlei Leute, zu Zeiten ein einziger Besitzer, zu anderen mehrere, einmal fast ein halbes Dutzend alte Herren, die bisweilen eine tolle Wirthschaft trieben, dann wieder lauter junge Leute, die ebenfalls wirthschafteten.

Auch fehlten dort nicht lärmende, lustige Tage, und Nächte, die vielleicht noch lärmender und lustiger waren, und stilles, herziges Liebesglück und wieder bitteres, tiefes Herzeleid.

Wie's eben kommt, wie's geht und gehen wird zu allen Zeiten.

Zur Zeit aber, von der wir sprechen, saß der Herr Evaristus von Berold im gelben Zimmer,

das er zu einer Schanze umgeschaffen gegen den Winter.

Dieses Zimmer, zum Theil vertäfelt mit schwerem braunen Eichenholz, zum Theil mit alten gelben Tapeten von schwerem Seidendamast behangen, nannte man das Fürstenzimmer, weil seine fürstliche Gnaden aus der alten Bischofsstadt dort mehrmals übernachtet, und auch andere hohe Potentaten es nicht verschmähten, dort ihre Einkehr zu halten. Herr Evaristus wohnte aber jetzt ganz friedlich selbst darinnen, im Winter nämlich.

„Ich sitze nicht drüben im kleinen Schlosse," sagte er, „und warte, bis es einem Regierenden einfällt, mit meinem bißchen Armuth vorlieb zu nehmen. Zudem kommt wohl auch keiner. Sie kehren jetzt lieber in den Städten ein, als bei uns Landedelleuten."

So bezog er es alle Winter, aber jetzt trat er, mächtige Rauchwolken von sich blasend, an's Fenster, und blickte durch die Scheiben in den Garten. Verwundert schüttelte er den Kopf.

„Ist das Kind denn ganz des Teufels," sagte er, „tobt im Garten umher wie eine Rasende, erhitzt sich, und muß sich verkälten zu gleicher Zeit in ihrem dünnen Sommerfähnchen."

Wirklich sprang unten ein etwa achtzehnjähri-

ges Mädchen wie toll über Hecken und Stauden, trotz des Windes, der die schlanken Pappeln bog, den Obstbäumen die wenigen gelben Blätter, die sie noch hatten, entführte und wirbelnd zum Himmel trieb, und trotzdem, daß es bereits stark dunkelte, und der Mond vergebliche Versuche machte, zwischen den eilig fliegenden Wolken hindurch einen längeren, verständigen Blick auf die alte Erde zu werfen.

Jetzt sprang sie in mächtigen Sätzen über eine Reihe von Gemüsebeeten hinweg, über entblätterte Kohlstrünke, die melancholisch an den entschwundenen Sommer dachten, und über frierendes Wurzelwerk, welches sehnsüchtig auf die warme Winterung hoffte, wohin man andere seines Geschlechts bereits gebracht hatte.

Berold öffnete das Fenster und rief ihr zu, hinaufzukommen. Aber sie schien nicht zu hören, und verschwand alsbald in einem langen, gewölbten Laubgange von Buchen.

„Sie mag nur nicht," brummte Berold, und nachdem er das Fenster wieder geschlossen, rief er mit tönender Stimme:

„Semper!"

Der Gerufene, Peter Semper, der alte, langjährige Diener Berold's, erschien alsbald und stellte sich kerzengerade vor seinen Herrn. Es war

ein langer, hagerer Mann, dessen dunkle, mächtige Locken an den Schläfen stark mit Grau gemischt waren, und dessen zurückgekämmtes, übriges Haar am Nacken in einen kleinen Zopf vereinigt war.

„Gehe sogleich in den Garten," sagte Berold, „und sage dem Fräulein, sie solle augenblicklich heraufkommen!"

„Sehr wohl," versetzte Semper in dem Tone, in welchem von den Dienern gewöhnlich ähnliche Befehle beantwortet werden. Dann aber verfügte er sich langsamen Schrittes in den Garten.

Als er den Anfang des Buchenlaubganges, den man in Schloß und Dorf gemeinhin die Allee nannte, erreicht hatte, sah er am Ende desselben das Fräulein stehen, welches ihn wohl längst schon bemerkt und den Zweck seines Kommens errathen hatte.

Aber auch Semper errieth ihr Vorhaben. Sie stand nämlich ganz ruhig unten am Ausgange der Allee, und hatte im Sinn, den Alten bis in die Hälfte derselben, wo die Wände am Dichtesten verwachsen waren, heranzulassen, dann wollte sie ganz einfach davonlaufen, und da Semper der Dichte des Geheges halber nicht seitwärts ausbrechen konnte, hoffte sie, sich vorläufig in Sicherheit zu bringen.

Aber Semper blieb jetzt stehen, hob seinen rechten Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger hoch empor, und rief mit gedämpfter Stimme:

„Cordel!"

Die also Gerufene, das Freifräulein Cordula von Beihaft, die Nichte Berold's, blieb einen Augenblick schwankend stehen, als wisse sie nicht recht, ob sie dem vertraulichen, offenbar aus ihrer Kinderzeit herstammenden Rufe und Zeichen trauen solle, dann aber trippelte sie langsam auf Semper zu, einem Reh gleich, welches sich einem Gegenstande nähert, dem es kein volles Vertrauen schenkt, und das bereit ist, beim ersten verdächtigen Anzeichen schleunigst die Flucht zu ergreifen.

Als sie sich Semper bis auf einige Schritte genähert hatte, schien bei diesem plötzlich alle frühere Vertraulichkeit verschwunden, er zog seine Mütze und sagte in respectvollem Tone:

„Das gnädige Fräulein möchten sogleich zum gnädigen Herrn kommen, er habe demselben eine höchst wichtige Neuigkeit mitzutheilen."

„Was denn," rief Cordula hastig, „sind Briefe aus der Stadt gekommen?"

„Sehr wohl!" versetzte Semper, der zu Zeiten schlecht zu hören schien, wo möglich noch respectvoller.

Das junge Mädchen flog jetzt, einem von der Sehne geschnellten Pfeile gleich, die Allee entlang und dem Schlosse zu, Peter Semper aber folgte ihr langsamen Schrittes und ohne eine Miene zu verziehen. Nachdem er die Brücke überschritten und die Pforte hinter sich geschlossen hatte, schob er geräuschvoll deren beide schwere Riegel vor.

„Verschloss'ne Thür zur Schlafenszeit
Hat niemals Mensch und Vieh gereut,"

pflegte Semper zu sagen, vielleicht mit Rücksichtnahme auf die zu jener Zeit häufigen Schaf- und Schweinediebstähle.

Sein Handeln in der Allee aber verdankte folgenden Grundsätzen und Ansichten seine Entstehung.

„Wann ein Bedienter einen Befehl erhalten thut," sagte er in gemüthlichen Stunden zu seinen Bekannten, „so muß er allsogleich wissen, was sein Herr eigentlich haben will.

Ansonsten ist er ein Esel.

Wann er aber ein verständiger Bedienter ist, so muß er den Willen seines Herrn zu erfüllen suchen, wenn auch nicht gerade auf den Wortlaut seines Befehles hin."

Im vorliegenden Falle dachte Semper:

„Der Herr hat die Cordel aus dem Garten

haben wollen, weil's kühl und finster wird. Hätte ich ihr das merken lassen, hätte sie nicht parirt und wäre davongelaufen. Das von wegen der Neuigkeiten hat ihr Beine gemacht. Also!" —

Cordula kam athemlos in's gelbe Zimmer zu Berold:

„Was giebt's, Papa, hat Clemens geschrieben?"

Sie nannte ihn stets so, obgleich er ihr Oheim war. Er aber versetzte ruhig:

„Nichts giebt's, aber Du sollst nicht so spät und bei dem kalten Wetter im Garten herumlaufen. Du warst ja wie von der Kette gerissen, und machtest Sprünge wie ein junges Fohlen."

„Hm," sagte Cordula, „wann soll ich denn nachher springen? Wenn wir bisweilen im Sommer hier waren, und ich kam nur mit einer Fußspitze an ein Beet, so hieß es gleich: Aber Cordula, ein Mädchen in Deinem Alter, das wie ein Kind in alle Beete tritt! Jetzt kann ich doch die paar Blumen und den Gemüsekram nicht mehr vertreteu!"

„Nein, aber Du erkältest Dich."

„Erkälten," erwiederte das Mädchen lachend, „da sieh' selbst."

Sie bot ihm unbefangen ihren Nacken, und er fuhr prüfend mit der Hand über denselben.

„Herr Gott, Du glühst ja!“

„Also verkälte ich mich nicht,“ rief Cordula. Es schien aber, als habe sie den Vorwand, mit welchem man sie in die Stube gelockt, vergessen, und als Semper jetzt das Theegeschirr brachte, beschäftigte sie sich sogleich emsig mit dessen Zurechtstellung.

Jetzt erschien auch das Fräulein Aloisia von Beihast, die Tante Cordula's, und man setzte sich, um den Thee zu nehmen.

Berold hatte eingewilligt, so lange die Tante und Cordula auf dem Schlosse anwesend, dem Theetrinken beizuwohnen, ja selbst das „langweilige Zeug,“ wie er den Thee nannte, selbst zu genießen, aber unter der Bedingung, daß der Thee auf seinem Zimmer genommen werde, und er die Erlaubniß habe, zu rauchen, so viel, so lange, und besonders so stark er wolle.

Da Cordula im Nothfalle selbst geraucht hätte, und die Tante Aloisia keine gezierte alte Jungfer war, so hatte die Sache keine Schwierigkeiten, und während die beiden Frauen der mächtigen Rauchwolken des Limburger und Frosch allabendlich mehr und mehr gewohnt wurden, gewöhnte sich der alte Freiherr allmälig an den Thee, so daß er sich zuerst im Stillen vornahm, auch später,

wenn er allein sein werde, seinen Thee zu nehmen, und auch endlich den Frauen diesen Fortschritt, den er in Bildung und feiner Lebensweise gethan, nicht länger verheimlichte.

„Nur," fügte er hinzu, „soll dieser Chinese mir mein rechtschaffenes, deutsches Abendessen nicht ersetzen oder vertreiben. Es ist nichts lächerlicher, als wenn sie ein paar miserabele Brodschnittchen, noch miserabeler mit Butter bestrichen, in den Thee tauchen und sich dann einbilden, oder es wenigstens sagen, sie hätten zu Nacht gespeist!"

Es ist aber jetzt wohl an der Zeit, uns ein wenig mit den Verhältnissen der Leute bekannt zu machen, mit welchen wir bisher in diesem Kapitel verkehrten.

Herr Evaristus von Berold hatte ziemlich frühe seine beiden Eltern verloren, und war, nachdem er mündig geworden, in Kriegsdienste getreten. Man kann nicht sagen, daß er ein Heiliger gewesen, auch war das zu jener Zeit nicht eben Mode, doch war er auch kein Wüstling, aber er besaß ein gutes Herz, schlug sich trefflich, und war ein guter Kamerad.

In Folge dieser Eigenschaften liebte man ihn aufrichtig, und als er später seinen Abschied nahm und sich auf's Land zurückzog, um sein Besitzthum

nicht vollständig verkommen zu lassen, vermißte man ihn fast vierzehn Tage lang, und sprach noch nach vier Wochen von ihm.

Peter Semper, der ihm in's Feld gefolgt war und gefochten wie er, zog nun auch mit ihm in die Ruhe, oder wenigstens in das, was man dafür hielt, und blieb wie früher sein Diener.

Dieses ist ein Verhältniß, welches man in tausend und aber tausend Erzählungen findet, und das mit Recht. Denn einmal kommt es in der That häufig vor im wirklichen Leben, und zweitens — nun, zweitens „macht es sich gut.“ Da wir nun noch überdies eine wahrhaftige Geschichte erzählen, so wird uns Niemand das Auftreten unsers Peter Semper verargen.

Nachdem nun Herr und Diener eine Zeit hindurch auf dem Lande ein Junggesellen-Leben geführt hatten, unternahmen Beide eine Reise, und kamen mit einer jungen Frau von Berold zurück, die, wie man sagte, Berold schon früher kennen lernte, welche schön war wie viele Weiber, und die ihren eigenen Kopf hatte wie alle.

Alles das fiel also in der Gegend von Beroldsfeld nicht besonders auf; an was man aber großen Anstand nahm, war, daß die junge Frau

entweder gar kein, oder höchstens nur ein sehr zweifelhaftes „Von" besaß.

„Tochter eines geadelten Beamten, oder so etwas dergleichen," sagte die Umgegend.

„Keine Familie," sagten die Familien.

Da aber weder die Umgegend noch die Familien die junge Frau Therese geheirathet hatten, so mußte man sich wohl oder übel endlich zufrieden geben, und einige schöne Seelen fanden jene Heirath selbst vernünftig, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß die junge Frau nicht ohne Vermögen gewesen

Was Berold selbst betrifft, so hatte er, als er freite, an nichts weniger gedacht, als an dieses Vermögen, welches im Uebrigen auch keineswegs bedeutend war.

Später aber wurde es ihm ein bedeutender Stein des Anstoßes und die Quelle großen Aergers.

War es ihm schon höchst verdrießlich, daß man ihm zumuthete, seine Frau des Geldes halber geheirathet zu haben, so fanden sich später auch noch einige entfernte Verwandte desselben, welche Ansprüche auf dieses Heirathsgut der Frau Therese erhoben. Allerlei Haken und Häkchen tauchten von verschiedenen Seiten auf, kitzliche Dinge kamen zur Sprache, unangenehme Zusammenkünfte fanden statt, sonderbare (gelinde gesagt) Verwandte

legitimirten sich, und höchst eigenthümliche Subjecte, Vettern und Basen, Oheime und Muhmen, kamen zum Vorschein, an welche er vorher nie gedacht und welche er jetzt aufrichtig zu allen Teufeln wünschte.

Er wollte alles Angefochtene ohne Weiteres herausgeben, aber Madame war anderer Ansicht.

Sie erklärte energisch, daß sie nicht als eine Bettlerin in's Haus gekommen sein wolle, und da einerseits Herr Evaristus ihr sogenannter natürlicher Beschützer war, auf der andern Seite aber vorzog, sich lieber außer dem Hause mit dem Teufel zu schlagen, als im Hause die Hölle zu haben, so gab er klein bei, processirte, und trotz des gründlichen Abscheues, den er von früher Jugend an, gewissermaßen instinctartig, gegen jeden halbbrüchig beschriebenen Bogen Papier hegte, mußte er im Schweiße seines Angesichts jetzt selbst halbbrüchig schreiben, Acten lesen, Sühnversuchen und Tagfahrten beiwohnen, und es verging keine Woche, in welcher nicht ein oder mehrere voluminöse Schriftstücke nach Beroldsfeld gebracht wurden, welche unmäßig große Siegel hatten und deren abenteuerlich stylisirten Inhalt Berold nur zur Hälfte verstand.

Er nahm Revanche, indem er den Geschäfts-

styl nachzuahmen suchte, und hatte, während dieser Bemühungen, in der That einige vergnügte Stunden, indem sich allmälig der Gedanke seiner bemächtigte, daß er bedeutende juristische Anlagen besäße, und daß die Vertheidigungsschrift der Ansprüche seiner Frau, welche er entwarf, ein juristisches Meisterstück sei; nachdem man ihm aber von Amts wegen geantwortet hatte, daß die eine Hälfte dieser Schrift unverständlich, die andere in hohem Grade unpassend sei, nahm er nothgedrungen einen Advocaten, und gewann endlich den Proceß, dessen Kosten sich etwas über das Dreifache des ganzen Heirathsgutes seiner Frau beliefen.

„Siehst Du," sagte seine Frau, „daß wir Weiber immer vernünftiger sind, als ihr Männer."

Hierauf küßte sie ihn, und nachdem er die Proceßkosten gezahlt hatte, war die Sache beendigt.

Dann folgten friedliche Tage, und wieder nach einiger Zeit schwerer Kummer, denn Frau Therese erkrankte und starb, und da er sie, trotz des bereits erwähnten und durch Beweise festgestellten eigenen Kopfes herzlich geliebt hatte, war er einige Zeit hindurch in der That untröstlich.

Da kein Schmerz ewig währt, wenigstens nicht mit der stürmischen Heftigkeit der ersten Zeit, so

tröstete sich endlich auch Herr Evaristus, aber er beschloß dennoch, nicht wieder zu heirathen und seine ganze Zärtlichkeit seinem Sohne Clemens zu widmen, dem einzigen Kinde, welches ihm Therese geboren hatte, und der in jener Zeit etwa sechs Jahre alt war.

Um jene Zeit bezog das Fräulein Aloisia von Beihaft ein kleines Gut in der Nähe von Beroldsfeld, welches ihr durch Erbschaft zugefallen war, und die Verhältnisse im Schlosse gestalteten sich hierdurch freundlicher und gemüthlicher. Das Fräulein, zu jener Zeit im Flügelkleide einer alten Jungfer, nämlich im Anfange der vierziger Jahre stehend, war jetzt, zur Zeit, von welcher wir sprechen, nach fünfzehn Jahren, in der schönsten Blüthe derselben angelangt, aber trotzdem durchschnittlich, man entschuldige den Ausdruck, eine liebenswürdige alte Dame.

An Cordula, der Tochter einer verstorbenen jüngeren und einzigen Schwester Berold's und ihres ebenfalls gestorbenen Bruders, vertrat sie Mutterstelle, und Berold selbst widmete dem dreijährigen Kinde alle Liebe, welche er seiner Schwester kaum zuwenden konnte, da Beide getrennt erzogen wurden.

Ohne alle Bedenken brachte Aloisia mit ihrem

Pflegekinde Wochen und Monde auf Beroldsfeld zu, und wenn weder sie selbst, noch Herr Evaristus je daran dachten, daß sie ein Paar werden könnten, so dachten dafür Beide desto häufiger und ernstlicher daran, daß dies mit den Kindern der Fall sein könne. Was diese selbst betrifft, so schienen sie auf diese Gedanken der Alten mit überraschender Leichtigkeit einzugehen.

Schon im zartesten Alter war Clemens der ritterliche Beschützer Cordula's gegen Truthühner, Gänse und Ferkel; als später die Fibel, das ABC-Buch und die Tinte sich störend in ihr junges Leben eindrängten, half er auch da mit seinen überlegenen Kenntnissen heimlich und öffentlich aus, und nachdem die neunjährige Cordula nothdürftig buchstabiren konnte, erklärten sich Beide als Mann und Frau, und begannen sich häuslich einzurichten in allerlei Winkeln des weitläufigen Gartens.

Als die Witterung rauher wurde, zogen sie sich in die sogenannte Winterung zurück, einen ausgemauerten, kellerartigen Raum, in welchem man für den Winter die Gemüse aufzubewahren pflegte, und den Clemens für eine große und weitläufige Höhle erklärte, in welcher Beide einen Vorrath von allerlei Früchten des Gartens anlegten, um

in der strengen Jahreszeit keinem Mangel ausgesetzt zu sein.

Aber Clemens beschloß auch für frisches Fleisch zu sorgen, und nachdem es ihm gelungen war, vermittelst eines Blaserohrs einen Sperling zu erlegen, machte man sich daran, denselben in der Höhle zu braten, wodurch das dort befindliche Stroh in Flammen gerieth, und ohne Zweifel ein großes Unglück entstanden wäre, wenn der zum Glück in der Nähe befindliche Semper nicht zeitig genug den Rauch entdeckt, die Kinder in's Freie gebracht und das Feuer gelöscht hätte.

Aus diesen und vielleicht auch aus anderen Gründen untersagte man ihnen jetzt das „einfältige" Mann und Frau-Spielen, und nachdem sie auf diese Weise wieder in den ledigen Stand zurückgetreten waren, schwuren sie sich allen Ernstes ewige Treue.

Hofmeister und Gouvernanten traten jetzt in hohem Grade der jungen Liebe in den Weg; man vergaß die Höhle, das Obst und den Sperling, und schrieb sich Briefe, bis endlich im Rathe des Herrn Evaristus und des Fräulein Aloisia beschlossen wurde, daß die Besuche der letzteren seltener und kürzer werden sollten, was auch wirklich ausgeführt wurde.

Mittlerweile gingen harte und schwere Zeiten durch das Land.

Maus=, Einquartierungs= und Raupenfraß zerstörte die Saaten und verzehrte das Eingeheimste; Aufruhr krähend verließ der gallische Hahn den eigenen Mist, um es sich auf dem Hühnerhofe des Nachbars wohl sein zu lassen, und während schwere Steuern und Contributionen Land und Stadt belasteten, beleuchtete die Brandfackel des Krieges die ersten Meilensteine des Weges, den das junge Jahrhundert eingeschlagen hatte.

Herr Evaristus ließ sich nicht irre machen. „Für meine Kinder!" sagte er, wenn er sich einen vorher gewohnten Genuß versagte, „für meine Kinder," und wenn man nicht gerade sagen kann, daß er darbte, so war es doch sicher, daß er sich mannigfache Entbehrungen auflegte.

Die Tante Aloisia sagte nicht: meine Kinder, sondern: „die Kinder," und Peter Semper sagte: „unsere Kinder." Das war der Unterschied.

Aber sonst hatten die drei alten Menschen keinen andern Gedanken und Lebenszweck, als den beiden jungen eine sorgenfreie und liebesglückliche Zukunft zu verschaffen, obgleich Cordula einige im Sinne dieser Bestrebungen eingeführte Maßregeln bitter tadelte. So war zum Beispiel Clemens

einige Wochen vor dem Tage, an welchem wir zuerst den Bewohnern von Beroldsfeld unsern Besuch abstatteten, auf die Universität gegangen, und schon am folgenden Tage war Aloisia mit Cordula bei Herrn Evaristus eingetroffen und hatte das Schloß nicht wieder verlassen.

Als Cordula an jenem Abend den Thee eingegossen hatte, sagte sie plötzlich:

„Bei uns ist Alles verkehrt. Wenn's hier am Schönsten, das heißt, wenn der Clemens da ist, sitzen wir drüben auf dem Schönertshofe und langweilen uns. Jetzt, wo er fortgegangen, ziehen wir hier ein. Wenn's nur der Clemens nicht übel nimmt.“

„Gewiß, mein Kind,“ sagte die Tante zustimmend und wohlwollend lächelnd, „gewiß thut er das; wir wollen es wenigstens hoffen.“

Cordula schien diese einigermaßen sonderbare Antwort nicht zu beachten.

Berold aber warf einen klagenden Blick gegen den Himmel und sah dann unwillkürlich gegen das Fenster, an welches der Regen schlug, während draußen der Wind heulend durch die entlaubten Baumäste fuhr und die Wetterfahnen auf dem Schlosse kreischend das Lied vom Aequinoctium sangen.

Die Tante Aloisia, welche gewöhnlich ein mittelmäßig gutes Gehör hatte, hörte, wie das bei manchen Personen der Fall ist, zu Zeiten schlimmen Wetters häufig schlecht, bisweilen selbst sehr schlecht, aber wie viele Harthörige nahm sie es übel, wenn man allzu laut sprach, und zog vor, entweder allgemeine Antworten zu geben, oder durch ein Mienenspiel zu antworten, welches man auslegen konnte, wie man wollte.

Das war Berold eben so zuwider, als der Tante selbst ein allzu lautes Gespräch, und dennoch sah er zu seinem Schrecken, daß er zwischen Beiden heute Abend die Wahl haben werde. Er sagte deshalb halb ärgerlich, halb spöttisch zu Cordula:

„Für Dein Alter, Kind, bist Du fast allzu naiv, und könntest eigentlich jetzt schon recht gut begreifen, daß es nicht passend wäre, wenn man Dich mit dem Clemens den ganzen Tag allein herumlaufen und durch Hecken und Stauden kriechen ließe.“

„Nichts begreife ich,“ versetzte Cordula, „und da wir uns doch heirathen werden, so ist auf alle Fälle jetzt schon Clemens der passendste Umgang für mich.“

Berold lächelte, und die Tante, welche dieses Lächeln falsch deutete, sagte:

„Ja, die Cordel trifft immer den Nagel auf den Kopf.“

Zum Glück erschien jetzt der Pfarrer Lämmermeier, der häufig die Abende auf dem Schlosse zuzubringen pflegte, und das Gespräch erhielt jetzt eine andere Richtung, und wurde fast bald ausschließlich von den beiden Männern allein geführt.

Sobald nämlich der Pfarrer die plötzlich eingetretene Taubheit des Fräulein Aloisia bemerkt hatte, begann er so laut und fast schreiend zu sprechen, daß das Fräulein verstimmt schwieg, und blos dann und wann durch mehr oder minder glücklich errathene Geberden zu erkennen gab, daß sie vollkommen an dem Gespräche theilnehme, und „sehr wohl höre.“

Lämmermeier war ein großer, starker, breitschultriger Mann, derb und geradeaus, der in dringenden Fällen das Gewand der christlichen Demuth abzulegen keinen Anstand nahm, und eine gewisse Geschichte mit vier Franzosen, welche, bei ihm einquartiert, ausnehmend übermüthig, und über die Maßen wählerisch in Speis und Trank waren, setzte ihn bei seiner Gemeinde in mächtigen Respect.

Dort legte er auch im buchstäblichen Sinne

das besprochene Gewand ab, erschien in manchesternen Kniehosen und aufgestreiften Hemdärmeln und mit einem derben Prügel an der Tafel seiner Gäste, und nachdem er seine alte Haushälterin aus der Stube gejagt und diese verschlossen hatte, setzte er den Fremden die Trefflichkeit der ihnen vorgesetzten Kost auseinander.

Vor den geschlossenen Fensterläden ängstlich lauschende Bauern vernahmen im Anfange wilde Flüche und Drohungen der Franzmänner, dann ein dumpfes, polterndes Geräusch, und endlich vielfältige Bitten und Wehklagen.

Die Stimme ihres Seelenhirten vernahmen sie nicht, nachdem er aber später die Thür wieder geöffnet hatte, sahen sie ihn, seinen Stock zwischen den Beinen haltend, mitten unter seinen Gästen, und diese in der freundlichsten Weise zum Zulangen aufmunternd. Die fremden Krieger thaten willig Bescheid, fast allzu hastig, wie es den Bauern schien, und verließen am andern Morgen das Dorf, ohne durch Wort oder That sich mißliebig über Lämmermeier's Gastfreundschaft zu äußern.

In jenen Zeiten kamen ähnliche Fälle bisweilen vor.

Auf dem Schlosse war der Pfarrer ein lieber und gern gesehener Gast, und der Freund und Vertraute des Hauses, und auch an diesem Abend wurden Familien- und Gutsverhältnisse besprochen.

Berold klagte über nothgedrungene Sparsamkeit und über die Entbehrungen, welche er sich auferlege, um das Hauswesen anständig aufrecht halten zu können.

„Sehen Sie diesen fadenscheinigen, altmodischen Rock an, lieber Herr Pfarrer," sagte er, „und in dem muß ich herumlaufen, und traue mir auch in diesem Jahre keinen neuen anzuschaffen. Alles, um für meine Kinder zu sparen."

„Schön," versetzte Lämmermeier, „aber Eure Gnaden haben, so viel mir erinnerlich ist, nie sonderlich auf prächtige Kleider gehalten, und ein alter bequemer Kittel war Ihnen stets lieber, als ein neuer Rock. Das läßt sich also ertragen."

Dann setzte ihm Berold auseinander, wie trotz aller Mühe und Arbeit das Gut doch nicht vorwärts käme wegen der Kriegsmolestien und der schlechten Zeit.

„Ist mir lieb zu hören," sagte der Pfarrer,

„wenn Hochdero Besitzungen zur gegenwärtigen Zeit nicht gänzlich in die Brüche gehen, so müssen sie später, wenn der Krieg vorüber, über alle Maßen prosperiren. Und kein Krieg dauert ewig."

„Meinen Clemens muß ich studiren lassen, damit er eine Anstellung bekomme," klagte Berold weiter, „und eine Zubuße, wenn er die Cordel heirathet, denn ich will nicht, daß sich meine Kinder so spärlich behelfen sollen wie ich."

„Das ist ausgezeichnet und vortrefflich," rief Lämmermeier fröhlich, indem er seinem Gutsherrn seine große und mit Haaren reichlich bedeckte Hand hinreichte. „Das freut mich von Herzen! Da lernt der Herr Clemens etwas, und langweilt sich nicht in alten Tagen. Der gnädige Herr gäben Ihre Dienstzeit gewiß nicht um vieles Geld."

„Zum Teufel!" rief endlich Berold lachend, „Sie wären, glaub' ich, im Stande, mir weißzumachen, daß ich mitten im Fette sitze."

„Warum fluchen Sie unnöthiger Weise und nennen den Namen des Bösen?" erwiederte der Pfarrer ausweichend.

„O, ich habe Sie auch schon fluchen hören," sagte Herr Evaristus, „und den Teufel nennen."

Lämmermeier sprach ernsthaft:

„Mit Nichten, mein hochverehrter Patron, ich sage höchstens: „der Deivel!“ und das kann er nicht auf sich beziehen.“

Das Gespräch wurde durch Semper unterbrochen, der seinem Herrn die Briefe übergab, welche der tägliche Bote so eben vom Städtchen mitgebracht hatte.

Es waren deren nur zwei, aber der eine derselben, die geringe Anzahl gewissermaßen ersetzend, mächtig groß, und eigentlich ein Paquet.

Berold betrachtete mißtrauisch Unterschrift und Siegel, und ging endlich zögernd, und als ahne er Schlimmes, an das Erbrechen des Siegels, und jetzt schien es, als habe der Absender die Kunst gewisser Taschenspieler verstanden, in einem anscheinend kleinen Raume eine endlose Menge der verschiedensten Dinge zu bergen.

Es entfalteten sich Actenstücke, Fragmente von Druckschriften, ein kleiner Stammbaum, ältere und neuere Zeitungsblätter, und endlich verschiedene alte und ziemlich vergilbte Briefe.

Ein großer, neu und offenbar von gewandter Hand sauber geschriebener Brief, welcher obenauf lag, schien Erklärungen abgeben zu wollen

über das zum Theil ziemlich unreinliche Chaos, welches ihn begleitete.

Herr Evaristus betrachtete den ganzen Wust mit einer Miene, als fürchte er jeden Augenblick, eine Schlange oder irgend ein anderes giftiges Gewürm aus demselben hervorfahren zu sehen, dann aber machte er sich daran, den erwähnten sauber und schön geschriebenen Brief zu lesen.

Aber bereits nach den ersten Zeilen überzog sich seine Stirn mit bedrohlichen Falten, und er hielt, um besser sehen zu können, die Schrift von sich ab und näher zum Lichte, wie fernsichtige Leute es eben zu thun pflegen. Dann aber schoß die Röthe des Zornes auf sein Antlitz, und in einem plötzlichen Anfalle von Wuth zerknitterte er das Schreiben in der Faust, freilich nur, um es einige Augenblicke darauf mit dem Aermel seines Rockes wieder zu glätten und, wenn auch unbedingt nicht in besserer Laune, weiter zu lesen.

Als er zu Ende war, warf er den Brief vor sich auf den Tisch und starrte dumpf grollend vor sich hin.

„Es ist doch Nichts von Clemens?" sagte Cordula.

„Nein!" war die kurze Antwort.

„Unangenehme Nachrichten?" fragte jetzt das

Fräulein Aloisia, der diesmal eine Mißdeutung seines Mienenspiels unmöglich war.

„Ja," versetzte er wie vorher.

Da aber Niemand weiter fragte, und der Pfarrer sich eifrig mit einer zugleich mit den Briefen gekommenen Zeitung beschäftigte und die ominöse Sammlung gar nicht zu bemerken schien, so brach Berold endlich in Klagen aus und in Verwünschungen, wie er sein ganzes Leben lang sich geplagt und geschunden, und jetzt, wo er gehofft, den Rest seiner Tage ruhig und in Frieden beschließen zu können, führe der böse Feind seinen Hauptschlag gegen ihn aus, den er ohne Zweifel so lange aufgespart, um ihn jetzt vor der Zeit und mit Schmach und Aerger in die Grube fahren zu sehen.

Er war zuletzt in einen klagenden und wehmüthigen Ton übergegangen, und durch diesen verführt sagte jetzt Aloisia:

„Wir wollen täglich Gott bitten, daß dies geschieht."

Berold aber raffte unwillig sämmtliche Schriften zusammen, und gab sie Semper.

„Trage das hundsföttische Zeug auf mein Zimmer. Ich will mir das Abendessen nicht verderben."

Aber er verdarb sich's doch, und trotz aller Bemühungen des Pfarrers, der zu Tische geblieben war, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, kam Berold doch immer wieder auf unbestimmte und undeutlich ausgedrückte Klagen zurück, wie durch jene fatale Sendung sein ganzes Leben vergällt sei.

„Da mir nichts Näheres von der Angelegenheit bekannt ist," sagte endlich Lämmermeier, „so bin ich auch nicht im Stande, irgend wie einen Rath zu geben."

Berold blickte einige Augenblicke nachdenkend vor sich hin, dann wandte er sich plötzlich gegen den Pfarrer und sprach diesen lateinisch an, indem er ihm sagte, daß er ihm morgen die Papiere senden wolle, um seine Ansicht über die Sache zu hören.

Dieses Ereigniß brachte auf die übrige Gesellschaft einen eigenthümlichen Eindruck hervor, und wir sagen nicht ohne Absicht „Ereigniß", denn es war wirklich ein solches, den Herrn Evaristus von Berold sich in der Sprache der alten Römer ausdrücken zu hören, in einer Sprache, welcher er in der Schule nur mangelhafte, später aber, und bis auf den heutigen Tag, gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Cordula, welche während der Studien ihres Clemens einige lateinische Worte aufgeschnappt hatte, rief lachend und verwundert:

„Herr Jesus, der Papa spricht lateinisch!"

Die Tante nickte halb ärgerlich mit dem Kopfe, Lämmermeier aber neigte sein Haupt etwas vorwärts, zog die Augenbrauen in die Höhe und schien seinen Kirchenpatron einige Augenblicke mit Neugier und Verwunderung zu betrachten.

Vielleicht suchte er auch während dieser Pause die nicht vollkommen classisch gesetzten Worte Berold's sich ein wenig zurechtzulegen, oder deren Sinn zu entziffern.

Endlich schien ihm dies gelungen, und er antwortete in zierlichem und gutem Latein, daß er mit Vergnügen der Sendung entgegensehe und nach besten Kräften rathen und helfen wolle.

Herr Evaristus hatte ihn, während er sprach, mit größter Aufmerksamkeit betrachtet, und reichte ihm jetzt die Hand, mit freundlicher Miene „bene optime!" (gut, vortrefflich!) sprechend.

Dann trennte man sich.

Die Wahrheit zu gestehen, hatte er nicht eine Silbe von des Pfarrers vorgebrachter Antwort verstanden, aber er hatte ein wenig von der Kunst Aloisia's profitirt, den Sinn aus den Geberden

zu errathen, und begab sich jetzt, zufrieden mit seinem Erfolge, in besserer Laune nach seinem Schlafgemach, als er zu Tische gegangen war.

Als Aloisia sich aber mit Cordula über den schiefergedeckten Gang in's kleine Schloß begab, sagte sie:

„Pass' auf, Kind, da sind wichtige und ungeheuere Geheimnisse im Werke; denn es ist unerhört, daß der Papa mit dem ungehobelten Schreier, dem Pfarrer, griechisch oder lateinisch spricht, und war nie da. Freilich, der ungebildete Mensch versteht keine andere Sprache!"

Aloisia war nämlich nicht recht im Klaren, ob Lämmermeier zur Zeit ihrer periodischen Taubheit darum so laut sprach, um sich verständlich zu machen, oder vielleicht nicht viel mehr aus dem Grunde, um sie vom Gespräche auszuschließen, und deshalb war sie bisweilen nicht ganz gut auf ihn zu sprechen.

Dann fuhr das alte Fräulein fort:

„Wissen möchte ich aber um jeden Preis, um was es sich eigentlich handelt."

„Das will ich bald erfahren," sagte Cordula.

„Der Pfarrer?" versetzte die Tante, indem sie die Wendeltreppe abwärts stieg und die Hand

an's Ohr hielt, den Pfarrer, meinst Du? der sagt nichts."

„Peter!" rief ihr Cordula in's Ohr.

„Du hast recht, Cordel, ob es gleich eine Schande ist, daß man solche Leute eher in Geheimnisse einweiht als uns, die nächsten Verwandten."

Dann verschwanden die beiden Damen in ihrem Schlafgemach.

Als Berold das seinige betrat, fand er bereits den eben Besprochenen in demselben, wie das täglich der Fall war, weniger um, nach der jenesmaligen Sitte, seinem Herrn beim Auskleiden behülflich zu sein, als um noch ein wenig zu plaudern und Allerlei zu besprechen, was am folgenden Tage etwa geschehen sollte.

„Bene! optime!" murmelte Herr Evaristus, noch immer beschäftigt mit seiner neu entdeckten Eigenschaft, lateinisch sprechen zu können. „Wie mir das nur so rasch eingefallen ist, ich werde mich in Zukunft häufiger der lateinischen Sprache bedienen."

Nachdem er aber an den Tisch getreten war, und auf demselben das verhängnißvolle Papier liegen sah, runzelte er die Stirn, und gab den

in eine gewisse Ordnung gebrachten Schriftstücken einen leichten Stoß mit der Hand:

„Verdammtes Teufelszeug das," sagte er, indem er nach Semper hinsah, da dieser aber sich nicht rührte, so fuhr er, gegen ihn gewendet, fort:

„Ich will nicht hoffen, daß Du diese Sachen gelesen hast."

„Zu Befehl!" erwiederte Semper.

„Zu Befehl will hier gar nichts heißen," rief Berold heftig, „sage ja oder nein."

„Ja!" versetzte Semper.

„Das ist aber unverschämt. Wer hat Dich denn das geheißen?"

„Ew. Gnaden selbst."

„Semper, Semper!"

„Ja," sagte Semper sehr ruhig, „es lag in Ew. Gnaden Absicht, daß ich Alles lesen sollte, sonst hätten Sie mir es ausdrücklich verboten."

Man hätte glauben sollen, daß der Freiherr jetzt heftig aufgefahren wäre, und wegen willkürlicher Auslegung seiner Befehle den Diener arg gescholten hätte, aber es geschah nichts dergleichen, und Herr Evaristus war entweder dieses sein Benehmen bereits vollständig gewöhnt und hatte allen Aerger über dasselbe überwunden, oder, was fast

wahrscheinlicher, Semper hatte, zum Theil wenigstens, diesmal ziemlich richtig gerathen, und es war ihm erwünscht, daß er gelesen.

Dem sei wie ihm wolle, aber der Freiherr verlor kein Wort, sondern ging schweigend und mit über den Rücken gekreuzten Händen mehrmals in der Stube auf und nieder, dann nahm er eine der stets gestopft an der Wand hängenden langen Pfeifen, auf welche Peter ihm einen brennenden Fidibus hielt, und dann setzte er sich nieder und begann eifrig die vor ihm liegenden Schriften zu lesen.

Peter Semper blieb stehen, wie er sich überhaupt im Zimmer seines Herrn und in dessen Gegenwart niemals setzte, so oft ihn bei ähnlichen Gelegenheiten auch Berold früher schon hierzu aufgefordert hatte.

Während des Lesens stieß Berold bisweilen einen dumpfen Fluch aus, oder er schlug mit der Faust auf das eine oder das andere Papier, lächelte wohl auch verächtlich, indem er gleichzeitig die Schultern zog; da aber Semper gerade und stumm wie eine Säule stehen blieb, und alle diese Ausbrüche des Unwillens seines Herrn nicht zu bemerken schien, so entspann sich kein Gespräch, bis endlich Berold zu Ende war.

Jetzt wendete er sich gegen Semper und sagte:

„Quästorius heißt der Hund?"

„Ja," versetzte Semper, „so heißen Sie."

„Der dreimal verdammte und vermaledeite Hund!"

Semper nickte diesmal blos schweigend mit dem Haupte, Berold aber ging, mächtig dampfend, einigemal durch die Stube, und blieb endlich dicht vor ihm stehen.

„Na, und was ist's jetzt weiter?"

Semper zog die Schulter, ohne eine Antwort zu geben.

„Ich soll gewiß," fuhr jetzt Berold heftig fort, „mich abermals mit jenem Gesindel einlassen, mich der Prellerei der Advocaten und den Grobheiten der Federfuchser aussetzen?"

„Natürlich," sagte Semper, aber Berold schien das nicht gehört zu haben, und fuhr fort:

„Da redet der spitzbübische Advocat von Millionen! und wenn es Hunderte von Millionen wären, ich mag sie nicht, ich will sie nicht, ich bedarf ihrer nicht."

„Wir bedürfen kein Geld," sagte Semper, „aber unsere Kinder, der Herr Clemens und die Cordel."

„Und dann," rief jetzt Berold, wieder nicht Rücksicht nehmend auf die Bemerkung Semper's, „dann ist das Ganze ein Schwindel, eine Unmöglichkeit. Da ist allenthalben von einem gewissen Dosel die Rede, meine selige Frau aber hieß Dossel, ss, nicht ein s."

„Es ist immer besser, man hat einen Buchstaben zu viel, als einen zu wenig," versetzte Semper, „die selige gnädige Frau war einmal eine von Dosel, und auf ein s mehr oder weniger wird's nicht so genau ankommen."

„Kurz, ich will nicht," sagte Berold jetzt heftig, „ob es darauf ankommt oder nicht, ist mir gleichgültig. Ich will und mag ein- für allemal mit der Sache nichts zu thun haben. Ich lasse mich todtschlagen für meine Kinder, aber ich blamire mich nicht wieder, und will von dem ganzen Kram und von dieser verdammten Dosel'schen Sippschaft kein Wort weiter hören. Die Sache bleibt liegen. Der Spitzbube, der Quästorius, den ich übrigens gar nicht kenne, erhält keine Antwort, und Du hältst das Maul gegen Jedermann. Jetzt geh' zum Teufel, und schlafe wohl."

„Wohl schlafende Nacht, Euer Gnaden," versetzte Semper, indem er sein Licht an dem seines Herrn anzündete und sich hierauf zurückzog.

Auf dem Wege nach seiner Stube aber sagte er zu sich selbst:

„Es ist merkwürdig, was der Herr manchmal für unbestimmte Befehle ertheilen thut, und es ist sehr schwer für einen Bedienten, immer zu errathen, was er eigentlich haben will.“

Angelangt auf seinem Zimmer, zog er vor Allem seinen Rock aus, und da ihn ein wenig fröstelte, warf er einige Scheite auf die noch glimmenden Kohlen des Ofens.

„Ein reputirlicher Bedienter,“ pflegte er zu sagen, „trägt niemals keinen Schlafrock nicht. Das thut sich nicht schicken, und gehört für die Herrschaft alleinig. Wann's ihn in Hemdärmeln friert, heizt er ein, und die Herrschaft sieht hinwiederum nicht auf's Holz.“

Hierauf aber legte er sich Papier zurecht, langte vom Gesimse der vertäfelten Stube ein Tintenzeug, und nachdem es ihm gelungen war, durch Eingießen von Wasser und angestrengtes Umrühren den vertrockneten Inhalt desselben aufzuweichen und in eine blaßgraue Flüsigkeit zu verwandeln, begann er emsig zu schreiben. —

Am Nachmittag des folgenden Tages besuchte Berold den Pfarrer Lämmermeier, um dessen Mei-

nung über die Papiere zu erfahren, welche er ihm am Morgen zugeschickt hatte.

„Ganz wegzuwerfen," sagte dieser, „ist meiner Meinung nach die Sache nicht, schon der jungen Herrschaft halber. Aber sie steht freilich im weiten Felde und muß vorsichtig angefaßt werden. Unbedingt müssen der gnädige Herr ein paar geschickte Juristen zu Rathe ziehen, und sich selbst auf das Genaueste in den Acten zu informiren suchen."

Herr Evaristus streckte die geballten Fäuste gegen den Himmel, und stieß einige grauenhafte Flüche aus, welche indessen der Pfarrer nicht besonders zu berücksichtigen schien.

4.
Flucht und Reise.

> Heiliger Ebusund, hast's getroffen!
> Solche Heilige wünschet sich der Dichter,
> Denn grade jene Kleinigkeiten
> Außerhalb der Gränze des Gesetzes
> Sind das Erbtheil, wo er übermüthig
> Selbst im Kummer lustig sich beweget.
>
> Westöstlicher Divan.

„Bataillon! 't Achtung! Schultert's Gewehr! Präsentirt's Gewehr! Donnerwetter, Schnubelhuber! kann Er Hund nicht gerade — —"

Weiter konnten der Herr Major im Augenblick nicht commandiren und schelten, denn das Pferd bäumte sich bald hoch auf, bald schlug es furchtbar aus, oder machte gewaltige Seitensprünge, so daß der große und starke Mann genug zu thun hatte, sich auf dem kleinen und fast unscheinbaren Pferde zu halten.

Sehen wir uns aber mittlerweile ein wenig auf dem Terrain um, auf welchem diese militärischen Uebungen stattfanden.

Es war ein großes und mit einer hohen und starken Mauer umgebenes Stück Feld, oder ein Garten, der aber im Innern wieder in verschiedene Abtheilungen gebracht war. Der Theil, auf welchem der obenerwähnte Truppenkörper aufgestellt war, war ohne Zweifel der größte, wenn auch vielleicht nicht der am Besten gehaltene.

Man exercirte auf einem breiten, mit grobem Kies bestreuten Wege, zu dessen beiden Seiten ein, mit eben nicht sehr zahlreichen, und besonders gut gepflegten Obstbäumen bestandener Rasenstreifen hinlief.

Zwischen diesen, jetzt bereits fast vollständig entlaubten Bäumen befanden sich dann und wann kleine runde oder ovale Beete, auf welchen die traurigen, gebleichten und verwelkten Ueberreste der allerletzten herbstlichen Flora kopfhängend standen, während allerlei Unkraut, welches bekanntlich nicht verdirbt, rings um die gestorbenen Bäume lustig florirte und grünte.

Das war das, was mit einigem Rechte vielleicht noch Anspruch auf den Namen Garten machen konnte, während hinter den beiden Rasen=

streifen sich Ackerfelder befanden, auf deren einem, wie einige schwarze und mißfarbige Blätterhaufen andeuteten, Kartoffeln gebaut worden waren, und auf dem andern Rüben, von welchen ein Theil noch nicht eingeheimst war, wenn gleich die sonderbar dareinblickenden Blätter derselben sehnlichst nach dem Keller zu verlangen schienen.

Das Kartoffelfeld zur Linken wurde von einem ziemlich hohen Stacketenzaun eingehegt, der grün angestrichen war, und zwischen welchen hindurch man eine gewisse Anzahl wohl beschnittener und zum Theil mit Stroh eingebundener Obstbäume, sorgfältig an Spalieren gezogenes feines Tafelobst, Weinstöcke und mehrere mit Stroh bedeckte Beete bemerken konnte.

Schon das allein hätte auf einen wohlgepflegten Garten schließen lassen, wären auch nicht die, trotz der späten Jahreszeit dennoch gut im Stand gehaltenen Wege, die ihrer Fenster beraubten, aber sorgfältig gereinigten Mistbeete, und in einer Ecke des Gartens ein artiges kleines Winterhaus gewesen, in welches sich bereits die empfindlichen und kälteſcheuenden Blumen und Gesträuche zurückgezogen hatten, und wohlhäbig blühend und grünend hinter den geschlossenen Fenstern hervorlugten.

Auf der andern, dieser entgegengesetzten Seite der Grundstücke, hinter dem Rübenfelde, befand sich die dritte Abtheilung desselben.

Aber diese war mit einer hohen und dicht verschlagenen Bretterwand geschlossen, so daß ein Blick in den also geschützten Raum unmöglich, und wir gezwungen sind, durch eine Thür in denselben zu treten.

Wir finden in demselben einige bereits entblätterte und zerzaust aussehende Lauben, der steinernen Mauer entlang mehrere Haselstauden, und endlich in der Mitte des ganzen Raumes ein paar verkrüppelte Zwetschkenbäume. Und alle diese Herrlichkeiten entsproßten einem gelben, halb erfrorenen, halb zertretenen und mit vielem Moose durchwachsenen Grasboden.

Zum Ersatze für die stiefmütterliche Behandlung dieser Abtheilung war dieselbe mit der schöneren, besseren und edleren Hälfte des Menschengeschlechts bevölkert.

Ein Paradies, ohne Aepfel und Schlangen, dafür aber allein mit Weibern beschenkt.

Da wir das Recht haben, ungesehen einzutreten, so können wir Alles genau überblicken, ohne einen gewissen, störenden Tumult hervorzurufen.

Alle sind einfach gekleidet, in graugelbe Ueber=

röcke von Wollenzeug oder Biber, ihre Haare sind schlicht gescheitelt, bei einigen auffallend kurz geschoren und mit weißen Linnenhauben von einem und demselben Schnitte bedeckt.

Da, wie es den Anschein hat, diese Damen den Beruf haben, aus irgend einem Grunde längere Zeit zusammen zu leben, so haben sie ohne Zweifel einmüthig, wie es Frauen pflegen, beschlossen, sich einer gleichen Tracht zu bedienen, damit sich durch irgend ein besseres Kleid, was etwa eine trüge, eine andere sich nicht gekränkt fühle.

Es liegt das in der Natur des weiblichen Geschlechts.

Die Bewohnerinnen dieses Paradieses der Eintracht haben verschiedene Beschäftigungen.

Zwei von ihnen geben, bestimmt aus Scherz und um das Gehässige des Haders recht augenfällig zu machen, eine kleine theatralische Vorstellung. Sie stehen sich mit rollenden Augen und mit in die Seiten gestemmten Armen gegenüber, scheltend und grollend, und während jede jetzt das Haar der Gegnerin mit der Linken zu fassen sucht, krümmen sich die Finger der Rechten zum Angriff auf Augen und Wangen.

Aber in diesem Augenblicke ertönt ein eigen=

thümlicher Pfiff, und eine große, derb und stark gebaute Frau, die anders gekleidet ist als die Uebrigen, und welche wir erst jetzt bemerken, tritt zu den beiden Mimen. An ihrer Seite hängt ein sonderbar gestaltetes längliches Instrument von graugelber Farbe, und indem sie dasselbe losnestelt, wiederholt sie ihr Pfeifen.

Die Vorstellung ist rasch beendet, und die Beiden entfliehen aus dem Bereiche der Frau mit dem länglichen Instrumente, und ziehen sich in verschiedene Ecken des Gartens zurück.

Wenden wir unsere Augen nach einer andern Stelle desselben, so sehen wir in einer der blätterlosen Lauben ein Weib kauern, das, an den Nägeln kauend, mit stieren Blicken vor sich hin sieht, während unfern von ihr ein bleiches Mädchen laut jammert und schluchzt. Ihr schwarzes Haar hat sich aufgelöst, es ist nicht mehr gescheitelt, nach der Regel des Hauses, sondern fließt in langen dunkelen Locken um ihr blasses Antlitz, das früher die Schönheit selbst war und die Güte, jetzt aber der Kummer ist und der Gram. Sie weint heute und wehklagt, weil man ihr, um sie zu strafen, ein Stück Holz genommen, das sie ihr Kind nennt und hätschelt, liebkost und pflegt.

Es sind viele Jahre verflossen, seit ich jenes

Mädchen mit den schwarzen Haaren und den bleichen Zügen dort wehklagen hörte, sie, die ich früher gekannt, draußen in der Welt blühend und glücklich, und ach heute, — doch vorbei!

Sie liebte eben zu ernstlich, zu aufopfernd, und dann brach ihr Herz. Weiter nichts!

Das kann Jedem begegnen, der einfältig genug ist, ernstlich und aufopfernd zu lieben. —

Sehen wir lieber noch flüchtig nach fünf oder sechs anderen Damen, deren Busen ebenfalls mächtige Quantitäten von Liebe, so wie verwandten Gegenständen, in sich schlossen, und welche noch heute eine allgemeine Vorliebe für das stärkere Geschlecht nicht gänzlich verwunden haben.

Sie stehen an der Bretterwand und blicken eifrig und unverwandt nach dem Militär im mittleren Theile des Grundstückes, durch Spalten des Holzes, die sie in unbewachten Augenblicken künstlich erweiterten, und wenn sie endlich abgerufen werden, so finden sich auf ihren Stirnen der getreue Abdruck der Bretterwand, so fest haben sie ihr Haupt wider die neidisch Bergende gedrückt.

Die Frau, die wir vorhin Frieden stiften sahen, läßt sie gewähren. Die Wand ist hoch

und stark und ein treffliches Schutzmittel für allzu schwache Herzen. —

Wir begeben uns wieder zu den Soldaten, und da wir diese noch immer im eifrigen Exerciren begriffen sehen, so wenden wir uns zu zwei Männern, welche Civilisten zu sein scheinen, da sie nicht an den Uebungen Theil nehmen, sondern auf dem Rübenfelde lustwandeln.

„Hören Sie doch einmal auf, Rüben zu mausen,“ sagte der eine derselben, ein ziemlich großer Mann von etwa sechsunddreißig bis vierzig Jahren, zu seinem Begleiter, „wenn's der Hopper sieht, giebt's 'was!“

Er machte eine bezeichnende Bewegung mit der Hand, aber der Angesprochene, ein schmächtiger, blonder Bursche, der kaum die Mittelgröße erreichte, antwortete in weinerlichem Tone:

„Sie haben ja selbst eine in der Tasche, Herr Wiedersum.“

„Eine ist keine,“ versetzte Wiedersum, wobei er indessen durch einen vorsichtigen Griff die fragliche Feldfrucht tiefer in seinen Schubsack barg. „Ich genieße das elende Zeug,“ fuhr er fort, „gewissermaßen nur aus Spielerei, zur Zerstreuung, aber Sie verschlingen es mit Leidenschaft, das ist eine Schande, und höchst unpassend, zudem in

Betracht der hohen Stellung, welche ich Ihnen demnächst in der Welt einzuräumen gedenke.“

„Herr Wiedersum,“ sagte der Andere, indem er eine zweifelhafte Miene machte und einfältig lächelte, „wenn's nur wahr ist!“

„Wiedersum, Wiedersum!“ erwiederte der also Genannte, „wer giebt denn Ihnen das Recht, mich immer bei meinem simpeln Namen zu nennen, und mir meinen Titel zu entziehen? Ich dulde das bisweilen von Ihnen aus besonderer Freundschaft, aber für immer muß ich mir das denn doch ernstlich verbitten!“ Er steckte die Hand in seine auf der Brust zugeknöpfte graue Jacke und nahm die bekannte würdevolle Stellung an, welche häufig auf diese erste Bewegung folgt: „Wer bin ich?“

„Der Herr Präsident von Wiedersum,“ versetzte sein Begleiter.

„Also! und wer sind Sie?“

„Ich heiße Dosel, und bin ein Leinweber.“

„Ein Esel sind Sie, rief der Präsident heftig,“ ein Dummkopf! Antworten Sie, wer sind Sie?

„Ich heiße Dosel, und bin der Sohn durch unverschuldetes Unglück verarmter Eltern, eine hinterlistige und grausame Erbschaft — —,“ er stockte, und indem er mit den Füßen zu trippeln

begann und den Zeigefinger in den Mund steckte, sah er mit furchtsamem Lächeln den Präsidenten an.

Dieser zog mitleidig die Schultern, dann sagte er:

„Es ist eigentlich nicht eventuell nöthig, daß Sie wissen, wer Sie sind, da ich selbst Ihre Sache vertreten werde. Aber nehmen Sie jetzt visum repertum von den Acten.

Dosel schnitt ein furchtbares Gesicht und begann noch heftiger als vorher zu trippeln.

Aber der Präsident hatte bereits aus der Tasche das Fragment eines ziemlich beschmutzten Zeitungsblattes gezogen, und reichte es seinem Freunde oder Opfer.

„O Gott, o Gott!" rief dieser kläglich, „wie oft soll ich noch das Visum da lesen? Die Langeweile bringt mich um, wenn ich nur daran denke. Ich kann's ja beinahe auswendig."

Wiedersum zog die Hand mit dem Blatte ein wenig zurück.

„Schön, so sagen Sie es auswendig her. Ich verlange, daß meine Clienten vollständig mit ihren Rechten vertraut sind."

Dosel zog aber jetzt vor, zu lesen, streckte, wenn gleich immer noch mit offenbarem Widerwillen, die Hand aus, und nachdem er das Blatt

erhalten hatte, las er stockend, buchstabirend und mit vielfachen Fehlern Folgendes:

„Es wird hiermit bekannt gemacht, daß im Jahre 1692 in Lima, der Hauptstadt von Peru, ein damals in spanischen Diensten gestanden habender Schiffscapitän, Namens Johann Benedict Dosel, ein Deutscher von Geburt, ohne legitime Erben verstorben ist und ein Vermögen von zwei Millionen spanischen Thalern hinterlassen hat.

Dieses Vermögen hat sich durch Admission der Zinsen auf fünf Millionen vermehrt.

Es werden nun alle Diejenigen, welche sich als Erben des oben bezeichneten Defuncten legitimiren zu können glauben, aufgefordert, sich binnen neun Monaten vom Heutigen an, mit Vorlage aller erforderlichen Urkunden, um so sicherer dahier zu melden, weil sie außerdem bei Vertheilung der Nachlaßmasse ausgeschlossen würden."

Nachdem Dosel mit Mühe und trotz der kühlen Herbstluft im Schweiße seines Angesichts das Vorstehende gelesen hatte, sagte Wiedersum kaltblütig:

„Nehmen Sie das visum repertum noch einmal."

„Nein," sagte Dosel entschlossen und die Zähne

über einander beißend, „nein, und wenn der Teufel selbst — —"

Aber in diesem Augenblick nahte sich eine Person, welche die Beiden sowohl, als auch alle ihre Collegen im Hause mehr fürchteten, als wirklich den Teufel selbst.

Herr Hopper erschien nämlich, ähnlich ausgerüstet wie jene große starke Frau hinter der Bretterwand, und er war ihnen, da sie, wie wir gesehen haben, eifrigst mit dem visum repertum beschäftigt waren, unbemerkt bis auf etwa zehn Schritte nahe gekommen.

Zum Glück bemerkte ihn Wiedersum noch eben zu rechter Zeit, und fuhr mit dem Actenstück, wie er es nannte, rasch in die Seitentasche seiner Jacke.

Hopper, der rasch zu ihnen herangekommen war, und dem diese Bewegung nicht entgangen, sagte jetzt barsch zu Wiedersum:

„He! was giebt's da zu verstecken?"

Aber dieser, um der gefürchteten Visitation zu entgehen, zog das kleinere Opfer dem größeren vor. Er brachte die Rübe zum Vorschein, welche er in derselben verborgen hatte, und hielt sie schweigend und mit ziemlich unterwürfiger Miene Herrn Hopper hin.

„Schweinehund,“ sagte dieser drohend und indem er eine bezeichnende Bewegung machte, „ich hätte große Lust! Kriegt Ihr drinnen nicht genug, daß Ihr hier Rüben stehlt?!“

Er verwirklichte indessen seine Drohung nicht, sondern begnügte sich damit, an die Taschen Wiedersum's zu fühlen, und als er diese leer fand, wendete er sich zu Doſel, welcher während der Visitation an Wiedersum's Jacke, wenn gleich mit widerstrebendem Herzen, einige Stücke des gestohlenen Gutes von sich geworfen hatte.

Aber schon der Augenschein ergab, daß seine Taschen noch von Rüben strotzten.

Er trippelte heftig, und Hopper faßte ihn an einem Ohr und ließ ihn einige Mal die Runde machen, indem er sich selbst im Kreise drehte.

Dann sagte er: „Werft's weg! und dann: Marsch, in's Haus!“

Beide warfen eiligst die Rüben auf einen Haufen, und schlugen dann langsam den ihnen befohlenen Weg ein, Hopper aber verfügte sich zu den Truppen, welche bei seiner Annäherung sich schleunigst zerstreuten.

Nur der Major tummelte noch eifrig sein Roß.

„Lassen Sie die Dummheiten,“ sagte Hopper,

„thun Sie den Stecken zwischen den Beinen weg, und machen Sie, daß Sie nach Hause kommen.“

Der Major stieg ab, pätschelte mit der flachen Hand die Bohnenstange, auf welcher er bisher geritten, wie es die Reiter bisweilen mit ihren Pferden zu thun pflegen, und ging dann zu Fuß seinen Leuten nach.

Er war vor Zeiten ein wirklicher, ächter Major, befand sich aber jetzt schon Jahre lang in ‚dem Irrenhause, in welches wir unsere Leser einen Blick thun lassen, und während der letzten sechs Sommermonate war es ihm gelungen, fast die ganze männliche Bevölkerung der Anstalt zu einem ‚Bataillon“ zu vereinigen, welches er in den Frei- und Gartenstunden wacker exercirte.

Da Hopper nicht eben in der Nähe, den er scheute, obgleich jener vom Director den Befehl hatte, jene Waffenübungen nicht unnöthig zu stören, so sagte er, als er bei Wiedersum und Dosel vorüberkam, mit strenger Stimme:

„Warum heute nicht beim Exerciren?“

„Beurlaubt,“ versetzte der erstere, indem er die Hand an die Mütze legte.

„Gut!“

Als er indessen vorüber war, zog Wiedersum mitleidig die Schultern und sagte zu Dosel:

„Man muß diesen armen Kerlen, die wirklich verrückt sind, den Willen thun und auf ihre lächerlichen Ideen eingehen. Das ist der einzige Weg, sie vielleicht mit der Zeit zu heilen."

Dosel ging jedoch nicht auf die Ideen seines Freundes ein, im gegenwärtigen Augenblick wenigstens nicht, sondern rieb sich die Ohren, und sagte:

„Es ist erschrecklich, was der Hopper für ein grober Kerl ist."

Wiedersum lächelte beruhigend:

„Ich brauchte mir seine Derbheiten in meiner Stellung als Präsident freilich nicht gefallen zu lassen," sagte er, „aber ich thu's — weil's mir Spaß macht."

Als der letzte der armen Gäste dieses Hauses dessen Schwelle überschritten hatte, verschloß man die Gartenthür und schob sorgfältig den schweren Riegel vor.

Da unbedingt jetzt Jedermann weiß, daß Wiedersum und Dosel als active Mitglieder, das heißt als wirkliche Narren, sich in der Anstalt befanden, und da wir uns noch eine gewisse, wenn gleich nicht allzu lange Zeit mit Beiden beschäftigen müssen, so wollen wir einen kurzen prüfenden Blick auf die würdigen Freunde werfen.

Wiedersum war zuerst Student ohne sonderlichen Erfolg, dann Hofmeister in einem angesehenen Hause, was ebenfalls mit geringem Erfolg verknüpft war, indem man ihn als unbrauchbar nach einem halben Jahre wieder entfernte, und endlich Schreiber bei einem Advocaten, was den einzigen Erfolg hatte, daß die innere Narrheit Wiedersum's sich mit Riesenschritten ausbildete, aller Welt erkenntlich zu Tage trat, und ihn endlich vollständig qualificirte, dorthin gebracht zu werden, wo wir ihn gefunden haben.

Wiedersum hatte das, was man Größenwahn nennt.

Der Größenwahn äußert sich, populär ausgedrückt, dadurch, daß das von ihm befallene Individuum sich größer, erhabener als Andere und als es in der That wirklich der Fall ist, zu sein einbildet, und das zwar zuweilen nicht blos im moralischen, sondern auch im physischen Sinne.

Der Kranke glaubt eine Hopfenstange, ein Kirchthurm zu sein, oder er hält sich für irgend einen berühmten Regenten, Feldherrn, Künstler, Gelehrten, und wenn er sich nicht mit diesen Personen identificirt, so trägt er den Ruhm und Glanz derselben auf seine eigene Person, auf seinen Namen über.

Eigentlich ist also der mit Größenwahn Behaftete ein Hochmuthsnarr, und das zwar in so hohem Grade, daß es auffällig wird, daß er sich vortheilhaft unter den tausend und abertausend seiner Collegen, welche frei umherlaufen, auszeichnet und man ihn in Folge dessen von denselben absondert.

Es ist ein Mangel an gegenseitiger Bestimmbarkeit der Vorstellungen und Gedanken, und Kranke dieser Art sind meistens sowohl innerhalb der Gränzen ihres Wahnes consequent, als sie auch über Gegenstände, die mit ihren fixen Ideen in keiner directen Beziehung stehen, vernünftig denken.

Daß die „Consequenz innerhalb der Gränzen des Wahnes" häufig ihre Modificationen erleiden muß, liegt auf der Hand. Dasselbe Subject, welches in diesem Augenblicke sich einbildet, Napoleon I. zu sein, Schlachtpläne entwirft, seine Garden mustert, Ehrenstellen und Orden austheilt, reinigt im andern seine Stube, putzt seine Stiefel, und verrichtet noch allerlei andere, nichts weniger als kaiserliche Arbeiten.

Die noch im Freien herumlaufenden Narren machen es eben so, oder wenigstens ähnlich, — aber Beispiele machen böses Blut.

Was unsern Wiedersum betrifft, so bildete er sich beim Advocaten zuerst ein, ein trefflicher Geschäftsmann, dann ein ausgezeichneter Jurist zu sein.

Dies ging an.

Als er aber plötzlich mit der Behauptung auftrat, daß er der Präsident von Wiedersum sei, kam jener Zeitpunkt, in welchem er sich vortheilhaft vor seinen Collegen auszeichnete, und man sperrte ihn ein.

Dosel, ein kleines, blondes, kümmerliches Subject, mit einigen Sommerflecken auf Wangen und Händen, war seines Zeichens ein Leinweber, und schon von früher Jugend an dem Genuß des Branntweins ausnehmend ergeben.

Den Standpunkt zarter Jugend, ein gewisses Knabenthum, hatte er, obgleich fast dreißig Jahre alt, nie vollständig überwunden, und ob Erziehung, Schnaps oder Gemüthlichkeit hieran die Schuld trugen, steht in Zweifel, aber diese Kindlichkeit, welche Andere durch mächtige Bärte oft vortheilhaft zu verbergen wissen, trat bei ihm durch seine vollständige Bartlosigkeit nur noch offener zu Tage.

Da sein Geschäft als Leinweber seinem Geschmack nur unvollkommen entsprach, so begann er,

im Jünglingsalter sich durch verschiedene kleine Diebstähle zu zerstreuen, als ihm aber auch diese durch die inhumane Behandlung der Justiz verleidet wurden, besserte er sich, bettelte und trank so unmäßig Branntwein, daß er in den Säuferwahnsinn verfiel, und endlich im blödsinnigen Zustande in die Anstalt gebracht wurde.

Geregelte Lebensweise wirkte dort vortheilhaft auf ihn ein, und im Augenblick, wo wir ihn kennen lernten, war er nur noch zur Hälfte stumpfsinnig, während seine andere aus einer tiefen und namenlosen Sehnsucht nach Schnaps bestand, den man ihm in der Anstalt hartnäckig verweigerte.

Wir fühlen leider, daß die vorstehenden Notizen über die beiden Freunde in nicht unbedeutendem Grade langweilig sind, und schließen sie daher, ohne uns, vielleicht noch langweiliger, zu entschuldigen, mit dem Bemerken, daß jenes Actenstück, auf welches Wiedersum so große Hoffnungen setzte, von ihm in der Stube des Directors gefunden wurde, welcher ihn bisweilen als Schreiber benutzte. Es war ein von einer Zeitung abgerissenes Papierstück. —

Einige Tage später schlichen um die Mitternachtsstunde einer finsteru und stürmischen Nacht zwei dunkle Gestalten längs des oben erwähnten

grünen Stacketenzauns, der den wohlgepflegten Garten vom Kartoffel- und Rüben- Territorium trennte, und nachdem sie dessen Ende und die Mauer erreicht hatten, die das ganze Grundstück umschloß, kletterte der eine der Beiden nicht ohne Behendigkeit über den Zaun, und kehrte nach einigen Minuten mit einer Leiter zurück, welche mit Hülfe des außen stehen Gebliebenen über den Zaun gehoben und an die Mauer gelehnt wurde, worauf Beide dieselbe schleunigst überstiegen, nachdem sie vorher ein ziemlich großes Bündel, welches sie mit sich führten, in's Freie geworfen und dann die Leiter nach sich gezogen hatten.

Außen angelangt, ließen sie diese stehen, nahmen ihr Bündel auf und rannten, wie vom bösen Feinde verfolgt, querfeldein, wo sie bald im Dunkeln verschwanden.

Wir können sie aber, obgleich dies nicht selten höchst bequem ist, auf eine gewisse Zeit hin, ihrem Schicksale nicht überlassen, sondern müssen ihnen folgen oder sie aufsuchen, und so finden wir denn bei Anbruch des Tages Beide in einem engen und wenig besuchten Hohlwege, durchnäßt, zitternd und zähnklappend vor Kälte, kothig bis an die Kniee und den starken Regen verwünschend,

welcher fast die ganze Nacht hindurch gefallen war, obgleich derselbe sie gewissermaßen gerettet hatte, indem er einerseits ihre Fußstapfen verwischte, dann aber auch die gegen Morgen hin sie Verfolgenden bald wieder zurück und unter Dach und Fach getrieben hatte.

Daß die zwei Flüchtlinge Wiedersum und Dosel waren, weiß bereits Jedermann, und es bleibt nur übrig anzugeben, wie sie ihre Flucht bewerkstelligt hatten.

Dosel wollte anfänglich nichts von einer heimlichen Entfernung aus dem Irrenhause wissen, und die großen Aussichten, welche ihm sein Freund vor Augen hielt, schienen nur wenig Eindruck auf ihn zu machen. Als aber Wiedersum, der trotz seiner Verrücktheit dennoch begriff, daß sie Geld zür Flucht bedürften, mit ihm davon sprach, daß sie den Director bestehlen müßten, ging er zuerst etwas williger, dann aber mit einer gewissen Begeisterung auf den Plan Wiedersum's ein.

Vielleicht waren es zarte Erinnerungen aus seinem Jünglingsleben, welche ihn hierzu bestimmten, vielleicht einfach nur die Ideenverbindung zwischen Geld und Branntwein, genug, er

willigte ein, und ging mit mehr Schlauheit zu Werke, als man ihm hätte zutrauen sollen.

Wiedersum, dem seinerseits als Jurist und Geschäftsmann bekannt war, daß man bei Einbrüchen, Diebstählen, Mordthaten und anderen dergleichen schönen Sachen stets seine guten Freunde die erste und wo möglich auch die letzte Hand anlegen lassen müßte, handelte nach diesen Principien, und man verfuhr demgemäß folgendermaßen:

Da Beide, als ziemlich gutmüthige Kranke, eine kleine Zelle gemeinschaftlich bewohnten, so öffnete Dosel mittelst eines Bindfadens in jener Nacht das ohnehin nicht besonders feste Schloß ihrer Thür, und dann schlichen sich Beide zum Wohn- und Arbeitszimmer des Directors, der, wie ihnen bekannt war, in einem andern Flügel des Gebäudes schlief.

Auf gleiche Weise wurde dort die Thür geöffnet, und Wiedersum begab sich durch die nicht vergitterten Fenster sogleich in den Garten, indem er an den Spalieren abwärts kletterte, während sein Genosse oben Kisten und Kasten erbrach und, in alten Erinnerungen schwelgend, nach Herzenslust stahl. Hierauf folgte er dem

harrenden Wiedersum, und wie Beide ihre weitere Flucht bewerkstelligten, wissen wir bereits.

Freilich bemerkte man diese mit dem grauenden Morgen, und der Wächter machte Lärm, aber wie bereits erwähnt, war das Glück ihnen günstig, man verlor ihre Spur, und sie erreichten unangefochten jenen Hohlweg.

Dosel war während der Nacht stets vorausgelaufen, er schien im Finstern trefflich sehen zu können, und hatte dem mit dem Bündel ihm folgenden Wiedersum Wege und Stege gezeigt.

Jetzt wollte Wiedersum das Bündel öffnen, Dosel aber sagte:

„Hier nicht, wir müssen weiter krauten und pletho holgen, damit uns die Schucker und die Lampenfreier nicht auf den Hals kommen.“

„Was sprechen Sie mir gegenüber für eine Sprache,“ sagte Wiedersum mit sittlicher Entrüstung. „Ich will nicht hoffen, daß Sie sich der Spitzbubensprache bedienen gegen mich, gegen einen Mann in meiner Stellung.“

„Stuß,“ rief Dosel, „wir sind Beide Zerichmassematter, da kommt's nicht so genau darauf an, aber dort ist ein Sprauß, und dort können wir auspacken.“

Trotz des Frostes, der ihm fortwährend die

Zähne wider einander schlug, sagte dennoch Wiedersum streng:

„Was ist krauten, was sind Schucker und Lampenfreier?"

„Das ist so viel als: Ausreißen, Polizeidiener und die Nachtstreife."

„Und was bedeutet Zerichmassematter?"

„Kerle, die bei Nacht einbrechen und stehlen, und Sprauß ist der Wald, der dort oben liegen muß."

„Junger Mann, sagte jetzt Wiedersum mit Würde, „ich habe Ihre frühere Carrière bis jetzt ignorirt, aber noch ein einziges solches Wort, und ich lasse Sie augenblicklich in die Anstalt zurückbringen und dort processiren."

Die Energie Dosel's schien so ziemlich gebrochen, indessen kletterte er mit dem Bündel den Hohlweg hinan, Wiedersum folgte ihm, und als sie wirklich in einiger Entfernung den Wald erblickten, welchen Dosel schon in der Dunkelheit erkannt hatte, so liefen Beide hastig dorthin, und wie es schien, im guten Einvernehmen.

Nachdem sie eine Strecke weit in das Gehölz eingedrungen waren, öffneten sie endlich den Pack, welcher die gestohlenen Sachen enthielt.

Der Zufall und sein altes Gaunertalent hatten Dosel einen glücklichen Griff thun lassen.

Er hatte den Schreibtisch des Directors erbrochen, und aus der dort befindlichen Kasse eine ziemlich namhafte Summe in Silber und Gold entwendet, dann hatte er aber auch mittelst seines Bindfadens einige andere Behälter geöffnet, und aus denselben verschiedene Kleidungsstücke genommen, einiges Weißzeug, und endlich eine Brieftasche.

Das Geld steckte Wiedersum sogleich mit vielem Anstande ein, indem er es geschickt in seine Taschen vertheilte, und nicht auf Dosel zu achten schien, der zu trippeln begann, was ein gleichzeitiges Zeichen von Furcht und Mißbilligung war; als er aber einen Rock des Directors auseinanderschlug, der ihm ziemlich zu passen schien, jubelte er laut auf, und zog denselben, nachdem er sich seiner Jacke entledigt hatte, sogleich an.

Dann öffnete er die Brieftasche, welche, wie er bei gelegentlichen Arbeiten im Zimmer des Directors zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte, derselbe bei seinen bisweilen im Sommer stattfindenden Geschäftsreisen bei sich führte. Sie enthielt einen Paß, auf den Director lautend, einige Briefe und andere Papiere, welche er, ohne sie besonders zu beachten, wieder in die Brieftasche legte; aus einem Nebenfache der Tasche fiel ihm aber

jetzt der Orden des Directors entgegen, welchen derselbe bei gewissen festlichen Gelegenheiten und wohl auch bisweilen auf Reisen zu tragen pflegte.

Eine hohe Röthe stieg jetzt plötzlich auf seine Stirn und in seine Wangen, und er streckte sich mächtig empor. Dann befestigte er mit zitternder Hand das glänzende Kreuz mit dem Bande in das Knopfloch des gestohlenen Rockes und schritt mit stolzen Schritten mehrmals auf dem moosigen Waldboden auf und nieder.

„Endlich," sagte er hierauf, „endlich und nach langer Zeit hat der Fürst meine Verdienste anerkannt und mich mit dieser Auszeichnung zu belohnen geruht. Ich habe sie verdient, längst verdient, aber dennoch fühle ich mich im gegenwärtigen Augenblicke tief ergriffen und gerührt. Gott erhalte noch viele Jahre unsern allergnädigsten Monarchen, der mich also auszeichnete."

„Es ist ja dem Herrn Director seiner," bemerkte Dosel schüchtern.

Aber Wiedersum warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und fuhr fort auf und nieder zu schreiten, indem er die Brust weit vorbog und die Stirn in majestätische Falten legte.

Der Hochmuthsteufel war plötzlich riesengroß

gewachsen in seinem Herzen und angeschwollen in bedrohlichem Maße.

Wer kann das dem armen Manne verübeln, wenn man Menschen gesehen, die nicht dem Irrenhause entlaufen sind, und welche sich in ähnlichen, ich sage nicht in gleichen, Fällen geberden wie Wiedersum, nachdem sie vorher lästernd, mit scheelen Blicken nach den sauern Trauben emporgesehen, welche ihnen jetzt plötzlich süßer dünken als Honigseim!

Endlich blieb Wiedersum vor Dosel stehen und schien sich einige Augenblicke zu besinnen.

Dann sagte er in einigermaßen affectirtem und geziertem Tone, indem er das a fast wie ä aussprach:

„Ah! ja, richtig! Geschäfts- und Visitationsreise. Geheimer Auftrag! Wagen gebrochen. — Dosel, wo steckt Er?“

Dieser, der vor ihm stand, lächelte halb blödsinnig, halb ärgerlich, und sagte: „Ich bin kein Er!“

Aber Wiedersum schien wenig auf den Sinn dieser Einrede zu achten. Er sagte in ähnlichem Tone wie vorher:

„Ja, richtig, Er ist kein Er, Er ist mein La-

kai, und ich werde Ihn von nun an Johann nennen.“ —

Es ist eigenthümlich, aber höchst erfreulich für den Menschenfreund, wie trefflich sich nicht selten zwei Narren, sowohl innerhalb des Irrenhauses, oder demselben entlaufen, als auch zur Zeit noch gar nicht eingesperrt, zusammen verstehen, und sich, trotz gelegentlichen Haders, dennoch gegenseitig ergänzen.

Wir wollen Umgang nehmen von den mannigfachen Bezeichnungen, welche unsere reiche Muttersprache für solche Verhältnisse erfunden hat, sondern nur auf Wiedersum und Dosel blicken, welche wir kurze Zeit nach jenem Gespräche im Gehölz im besten Vernehmen, und vorläufig friedlich neben einander herschlendernd, auf ein mittelgroßes Dorf zugehen sehen; der Präsident mit seinem Orden, Johann in einem braunen Röckchen, welches dem Sohne des Directors gehört, und das Wiedersum seinem Lakaien, wie er sagte, geschenkt hatte, bis er im Stande sein würde, ihm Livrée machen zu lassen.

Auch die Brieftasche des Directors hatte er ihm, nebst dem Bündel, das jetzt bedeutend kleiner geworden, zu tragen gegeben, und Dosel sah in der That einem Diener, der seinen Herrn auf

einer Fußreise begleitet, nicht ganz unähnlich, besonders als er, nachdem sie das Dorf erreicht hatten, einen Wink Wiedersum's geduldig befolgend, einige Schritte hinter ihm drein schritt.

Das Gaunertalent Dosel's schien aber in der wieder errungenen Freiheit sich rasch zu entfalten, und wenn der Stumpfsinnige auf dem alten Standpunkte geblieben war, so war der innere Gauner sichtlich erstarkt und gekräftigt worden.

Während Wiedersum vollständig von seinem Hochmuthsteufel besessen war, schien Dosel der Meinung zu sein, daß Beide jetzt zusammen auf das Stehlen ausgehen würden, aber er ertrug geduldig die Einbildungen seines Gefährten, obgleich er sie ziemlich richtig beurtheilte.

Im Uebrigen hatte er sich bereits bedeutend nützlich gemacht, sowohl durch die zweckmäßige Auswahl von entwendeten Gegenständen, als auch dadurch, daß er in jenem Gehölze die grauen Jacken des Irrenhauses und andere verdächtige Gegenstände, welche sie dort ablegten, ziemlich geschickt versteckte, so daß sie wenigstens nicht sogleich durch Vorübergehende gefunden werden konnten. —

Wir müssen jetzt einen Blick rückwärts werfen und nach Freudenberg und den Seinigen sehen,

welche wir in höchst unglücklicher Lage verlassen haben.

Es ist eine sonderbare, aber nichts desto weniger höchst wahre Thatsache, daß bei verbotenen Liebeshändeln, bei Streifereien auf fremdem Liebesrevier der betreffende Geschädigte zumeist einer der Letzten ist, der den wahren Stand der Dinge erfährt und einsieht.

Sei es Ueberschätzung des eigenen Werthes und eigener Liebenswürdigkeit, sei es allzu großes Vertrauen auf die geliebte Sünderin, oder tauchten wohl auch noch andere Gründe mit unter, genug, es ist so, und Freudenberg hatte trotz seiner ängstlichen Eifersucht hinsichtlich seiner Nichten, und trotz der Vorsicht und des Mißtrauens, womit er jeden Fremden zu betrachten pflegte, welcher sich ihnen nahte, doch keinen schlimmen Gedanken bezüglich des Herrn von Schwendel.

An jenem verhängnißvollen Abend aber fragte ihn ein Bekannter im Casino, ob seine Nichte auf längere Zeit verreise, und als er, die Frage für einen Scherz haltend, lächelnd verneinte, erfuhr er, daß jener Bekannte, spät von einem Gange vor der Stadt zurückkehrend, Käthe und Schwendel in einem Wagen habe davon fahren sehen. Ein Anderer bekräftigte das, und als Freudenberg

jetzt auch noch aus verschiedenen Aeußerungen der Uebrigen die Wahrheit zu ahnen begann, athemlos nach Hause stürzte und dort von der weinenden Sophie und Johannes die Wahrheit erfuhr, war er, wie wir gesehen haben, einer Ohnmacht nahe.

Später tobte und schalt er, und machte Sophien nicht ganz grundlose Vorwürfe; endlich schämte er sich vor seinen Nachbarn und Bekannten, und zuletzt faßte er den Entschluß, die Flüchtige aufzusuchen, da er es zu rechter Zeit versäumt hatte, ihr nachzusetzen, und nachdem er die bereits halb fertige Geige Schwendel's abermals in tausend Trümmer zerschlagen und diese verbrannt hatte, stand er eines Morgens gerüstet da, und wartete auf Klettenheim, welcher ihn, in der Eigenschaft als getäuschter Liebhaber, begleiten wollte.

Ein gewisser romantischer Sinn war Freudenberg nicht abzusprechen, und er gab denselben einigermaßen durch die Ausrüstung kund, mit welcher er seine Fahrt antreten wollte.

Er trug einen ziemlich kurzen braunen Rock, den er militärisch bis an den Hals zugeknöpft hatte, während zwischen einigen offenen Knöpfen auf der Brust der Griff eines Dolchmessers nicht ohne einige Ostentation hervorblickte.

Die ziemlich engen Beinkleider, gefertigt aus

einem starken gerippten Tuche, welches man zu jener Zeit „Wollengurt" nannte, steckten in den, bis fast an's Knie reichenden „Suworow-Stiefeln," deren vorn am herzförmigen Ausschnitte angebrachte Quasten bei jedem Schritte artig hin und her baumelten. Seine Kopfbedeckung bestand aus einer zum Zusammenschlagen eingerichteten Mütze von grauem Filze, einer sogenannten „Patschkappe," aber er hatte die zum Schutze gegen Wind und Wetter an dieser höchst zweckmäßigen Kopfbedeckung angebrachten, und zum Herabschlagen eingerichteten Ohrenlappen oben zusammengebunden, und ein grünes, ziemlich großes Tannenreis zwischen denselben befestigt.

Auf dem Rücken trug er ein Ränzchen von grünem Wachstuche, wie es reisende Studiosen zu führen pflegten, und obenauf war der unvermeidliche graue Schanzlaufer, eine Art Mantel mit Aermeln und kurzem Doppelkragen, zusammengerollt und aufgeschnallt.

Einen Stock führte er niemals, er pflegte die Hände in den Taschen zu bergen, und behauptete, daß der Stock das Vorrecht reisender Handwerksgesellen sei, welche eben so das Vorrecht besäßen, ihre Stöcke auf der Straße und auf Spaziergängen

unter dem Arme zu tragen und den in ihrer Nähe Befindlichen die Augen damit auszustoßen.

Trotz seines Kummers über die entflohene Nichte und des bevorstehenden Abschiedes von der zurückgebliebenen konnte er doch nicht umhin, sein geschmackvolles Reisecostum mit Wohlgefallen im Spiegel zu mustern, und während er eben beschäftigt war, die Patschkappe keck auf's rechte Ohr zu drücken, trat, ebenfalls zur Reise gerüstet, Klettenheim ein.

Er warf einen nicht ganz billigenden Blick auf den jungen Schulaspiranten.

„Teufel," sagte er, „so wollen Sie mitlaufen!"

Klettenheim sah ihn verwundert an. Er trug einen allerdings etwas sehr langen schwarzen Rock, eine dunkelblaue Schirmmütze, hatte einen Büchsenranzen umgehängt, und führte in der Hand einen rothen baumwollenen Regenschirm, von einer Größe, wie die gegenwärtige Generation sie blos noch vom Hörensagen kennt.

Regenschirme konnte Freudenberg eben so wenig ausstehen wie Stöcke, er sagte daher, als Klettenheim schwieg:

„Ein Parapluie und einen Büchsenranzen! Pfui Teufel! das sieht miserabel philiströs aus."

„Bester Herr Freudenberg,“ sagte jetzt Klettenheim mit der Achtung, die er dem zukünftigen Schwieger-Oheime schuldig war, „alle meine Collegen pflegen auf solche Weise angethan über Feld zu reisen. Der Büchsensack enthält meine, mit Respect zu melden, Leibwäsche, wie denn schon mein seliger Vater die seinige bei ähnlichen Gelegenheiten in demselben zu verwahren und mit sich zu führen pflegte. Das Parapluie aber, welches mir ebenfalls von dem Seligen überkommen ist, habe ich selbst für diese Reise, welche ich in Ihrer Gesellschaft zu unternehmen die Ehre haben soll, neu mit rothem Zeuge überziehen lassen.“

„Ja,“ sagte der Instrumentenmacher, „es sieht aus wie der brennende Dornbusch.“

„Nicht wahr,“ fuhr Klettenheim fort, „es ist gut ausgefallen, und es sollte mich freuen, wenn wir auf der Reise von häufigen Land- und Platzregen heimgesucht würden, damit Sie sich auch von seiner Zweckmäßigkeit überzeugen könnten, im Falle Sie mir nämlich gestatten, es mit mir zu führen.“

„Nehmen Sie es in Gottesnamen mit,“ versetzte Freudenberg, besänftigt durch die Unter-

würfigkeit des jungen Schullehrers, aber ich gehe nicht darunter, und wenn es Katzen hagelt."

Beide stiegen hierauf die Treppe hinab und nahmen von Sophien Abschied, so wie von Johannes, welcher zu diesem Zwecke sich eingefunden hatte.

„Mache ja, Oheim," sagte das Mädchen, „daß Du kein Unglück hast, und schreibe bald."

„Mein Leben steht in Gottes Hand," erwiederte Freudenberg mit Pathos, „aber ich werde es theuer verkaufen, wenn es zum Kampfe kommen sollte," er schlug dabei mit der flachen Hand auf den Griff seines Dolches, und während Sophie weinend, da sie an ihre Schwester dachte, Klettenheim allerlei Mundvorrath in den Büchsenranzen schob, sagte der Jäger Johannes zu Freudenberg:

„Wenn Sie dem Halunken auf der Fährte sind, lassen Sie mich's, nur mit ein paar Zeilen, wissen. Ich bekomme jedenfalls von meiner Alten Urlaub, und komme dann mit ein paar wackeren Burschen zu Ihnen. Ich hole die Käthe und fange den Spitzbuben."

„In solchen Angelegenheiten müssen vorzugsweise die näheren Umstände maßgebend sein, und ich werde Ihnen Nachricht geben, wenn es die Zeit erlaubt," versetzte Freudenberg; innerlich aber nahm er sich vor, die Käthe und ihren Entführer

allein, für seine Person und durch von ihm ersonnene Maßregeln, zu fangen, oder doch wenigstens auf keinen Fall von Hause Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Er schämte sich vor Johannes, daß er sich also hatte hinter das Licht führen lassen. Klettenheim betrachtete er gewissermaßen als seinen Mitschuldigen.

Als die beiden Reisenden eine Zeit lang auf der Straße dahin gewandert waren, sagte endlich Klettenheim schüchtern:

„Wohin zu, verehrtester Herr Freudenberg, gehen wir denn eigentlich?"

Dieser hatte sich, die Wahrheit zu gestehen, eine solche Frage seit einiger Zeit selbst schon gestellt, aber er sagte jetzt mit vieler Sicherheit:

„Das ist sehr einfach. Wir befinden uns auf dem Wege nach Neubrunn, oder etwa nicht?"

„Freilich, aber haben denn Herr von Schwendel und die arme Käthe auch wirklich diesen Weg eingeschlagen?"

„Klettenheim," erwiederte Freudenberg mit Strenge, „forschen Sie nie wieder auf solche unbesonnene Weise, und indem Sie Namen nennen, nach der Verlorenen. Sie blamiren hierdurch die ganze Familie, nachdem durch Ihre eigene, un=

verzeihliche Nachlässigkeit das Unglück herbeigeführt worden ist. Oder habe ich Ihnen etwa zu Ihrem Vergnügen erlaubt, meiner Nichte die Cour zu machen? Oder vielmehr nicht deshalb, damit Sie dieselbe bewachen und vor Fallstricken sichern sollten! Ich würde mich schämen an Ihrer Stelle!"

Aus uns in der That unbekannten Gründen schämte sich der junge Schullehrer wirklich, nach einiger Zeit aber sagte er weinerlich:

„O Gott, wenn er nur ihr seine Hand noch nicht gereicht hat!"

„Brav," versetzte Freudenberg, „so ist's recht, um Alles in der Welt keinen Namen. Aber ich glaube nicht, daß dieses Unglück geschehen sein wird."

Es hatte den Anschein, als wollte er noch etwas beifügen, aber er schien sich anders besonnen zu haben und schwieg, und da auch Klettenheim stumm blieb und über seine Unachtsamkeit und seinen Leichtsinn nachdachte, wegen dessen sich seine Braut mit einem Andern auf die Flucht begeben hatte, so verlassen wir vorläufig die beiden Schweigsamen, und schließen dieses Kapitel.

5.
Neue und alte Bekannte.

Wir schallen nun ein neues Lied:
Gott sei die Ehr' gegeben.
Das ganze kochemer Geblüt
Soll jetzt und ewig leben!
Gaunerlied.

Wir treffen unsere Reisenden einige Tage später, und das zwar unbedingt in bester Laune und gesprächiger, als wir sie verlassen haben.

Sie hatten sich vom Gastzimmer eines Wirthshauses in einem kleinen Landstädtchen so eben in ihre Schlafstube zurückgezogen, waren aber Beide von der angenehmen Abendunterhaltung noch dergestalt aufgeregt, daß sie in lebhaftem Gespräch sich über die Vorgänge des Abends unterhielten.

„Es ist ein herrlicher Mann," sagte Freudenberg mit Begeisterung, „dieser Herr Präsident von

Wiedersum, ein ächter vornehmer Mann von ungeheuern Kenntnissen und klarem, scharfem Verstande."

Klettenheim, der wie alle seine Collegen einen gewissen Hang zur Freisinnigkeit in sich verspürte, und besonders gegen den Standesunterschied eiferte, wenn es, ohne unangenehme Folgen befürchten zu müssen, geschehen konnte, nickte beistimmend und sagte:

„Ja, wenn sie Alle so wären!"

„Und dann," fuhr der Geigenmacher fort, „wissen Sie, was mich ganz besonders für ihn eingenommen hat? Die ungenirte Art, mit welcher er von seinen Kenntnissen sprach. Hundert Andere hätten an seiner Stelle höchstens nur merken lassen, wie ungeheuer gelehrt sie wären, als ob sich das von selbst verstände, oder als wenn so einfältige Leute wie wir ohnedies davon überzeugt sein müßten.

Herr von Wiedersum aber sagte ganz offen, daß er einer der größten Juristen Deutschlands sei, vielleicht sogar der größte und gelehrteste von allen. Ja, er fragte mich selbst barsch und gewissermaßen drohend, ob ich nicht auch davon überzeugt sei? Dann sprach er von seiner hohen Bedeutung im Staate, aber, lieber Klettenheim,

haben Sie ihn irgend ein Staatsgeheimniß verrathen oder auch nur andeuten hören? Nein! Und sehen Sie, das bezeichnet eben so wieder den wahren großen Mann. So bin zum Beispiel ich der erste Geigenmacher weit und breit im Lande, aber haben Sie jemals gehört, daß ich Jemand auf die Nase binde, wie ich meine Geigenseele, den Stimmbalken forme und schnitze? Oder kennt Jemand das Recept meines Firnisses, meines Lackes, was eine Hauptsache ist. He?"

Klettenheim verneinte und fügte bei, daß Freudenberg hinsichtlich des freien und ungezwungenen Urtheils über die eigene Vorzüglichkeit viele Aehnlichkeit mit dem Herrn Präsidenten habe. Dann sagte er:

„Was mich ganz besonders angesprochen hat und besonderes Lob verdient, ist die liberale Art, mit welcher dieser reiche und vornehme Herr seinen Bedienten behandelt. Die Wirthsleute erzählten mir, daß Beide in einem Zimmer schlafen, ja in einem und demselben Bett, und heute Abend speisten Beide zusammen an einer Tafel."

„Eigentlich," fiel Freudenberg ein, „kann ich das doch nur bedingt loben, es kann das immerhin eine gewisse, allzu große Vertraulichkeit herbeiführen."

„Glauben Sie das nicht, Herr Freudenberg," sagte Klettenheim eifrig. „Der gute Kerl, der Johann, hat eine außerordentliche Anhänglichkeit an seinen Herrn. Haben Sie denn nicht bemerkt, wie er, als der Herr Präsident von seinen außerordentlichen Kenntnissen sprach, seinen Finger in den Mund steckte, so vergnüglich lächelte und fröhlich mit den Füßen trippelte? Und bescheiden ist er gewiß. Als der Herr Präsident einigemal ihm das Weinglas, das er sich eben vollgeschenkt hatte, wegnahm und hastig selbst austrank, schlich er sachte und ohne daß Herr von Wiedersum es bemerkte, sich hinweg. Er wollte nicht länger stören."

Freudenberg schien mehr Wohlgefallen an den übrigen guten Eigenschaften Wiedersum's gefunden zu haben, als an der liberalen Behandlung seines Dieners, welche in der That auch etwas eigenthümlicher Natur war.

Wiedersum war zufrieden, wenn Dosel sich „Er" und „Johann" nennen ließ und auf der Straße einige Schritte hinter ihm herging. Dosel ließ sich das bisweilen, freilich lachend oder grinsend, gefallen, ähnlich wie Knaben, welche in einem Spiel die Rollen vertheilt haben, auch Allerlei zu

ertragen pflegen, was sie sonst wohl nicht gutmüthig hingenommen haben würden.

Lobend sprach sich hingegen Freudenberg über das flotte Wesen Wiedersum's aus.

„Er sang Studentenlieder," sagte er, „freilich nicht ganz tactfest und mit nicht besonders vorzüglicher Stimme, aber er ließ sich gehen, schlug mit den Fäusten auf den Tisch, und trommelte mit den Füßen. Das lobe ich mir. Hinter ein aufgeblasenes und hochmüthiges Wesen kann sich Jeder stecken. Der geistreiche Mann aber darf sich geben, wie er ist."

Als sie endlich im Begriff waren, zu Bett zu gehen, sagte Klettenheim mit bescheidenem Tone:

„Anfänglich hat es mich doch gewundert, bester Herr Freudenberg, daß Sie dem Herrn Präsidenten so ganz unumwunden und offen die ganze Geschichte mit uns, ihm und ihr darlegten, da Sie doch selbst — Sie wissen wohl — Bedenken trugen wegen der Namen."

„Gutester Klettenheim," erwiederte Freudenberg mit Ueberlegenheit, „ich kenne die Leute, mit welchen ich verkehre. Solchen Persönlichkeiten gegenüber würde ein hinter dem Berge Halten eine Thorheit sein, und da uns der Herr Präsident versprochen hat, die Sache in die Hand nehmen

zu wollen, so bin ich überzeugt, daß wir, ehe einige Tage vergangen sind, den Schwendel abgefaßt und die Käthe zu Hause haben. Ich darf die Namen nennen, und Sie werden jetzt hoffentlich überzeugt sein, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen habe. Gute Nacht!"

Als der Herr Präsident von Wiedersum sich in sein Schlafgemach verfügte, fand er seinen Johann in völlig bewußtlosem Zustande in der Mitte des Zimmers auf dem Boden liegen.

Als der treue Diener bemerkt hatte, daß sein Herr ihm stets die vollgefüllten Gläser aus den Händen riß und selbst austrank, hatte er sich, wie Klettenheim mit Wohlgefallen bemerkte, zurückgezogen, und sich unten in der Küche mit Leidenschaft seinem früheren Lieblingsgetränke, dem Branntwein zugewendet.

Wiedersum betrachtete ihn anfänglich mit Verwunderung, dann aber beachtete er ihn nicht weiter, ließ ihn auf der Diele liegen, und begab sich selbst in's Bett, wo er bald entschlief, da er selbst bedeutende Mengen Wein zu sich genommen hatte.

Als Freudenberg und sein Begleiter am andern Morgen, später als gewöhnlich, da Beide, ebenfalls ungewöhnlich viel getrunken hatten, er-

wachten und sich in die Gaststube begaben, erfuhren sie zu ihrer Verwunderung, daß Wiedersum und Dosel bereits abgereist seien.

„Das sind ein paar tolle Heilige," sagte der Wirth. „Sie wollten heute Morgen fort, ohne daß sie nur nach der Zeche gefragt hätten. Dann zahlten sie mehr, als ich verlangte, und liefen wie besessen weiter, der Eine voraus, der Andere hinterdrein. Gestohlen haben sie nichts. Es fehlt nichts im Hause, aber zwei sonderbare Patrone sind es."

Klettenheim sah mit einiger Verwunderung nach Freudenberg, aber dieser sagte: „Ohne Zweifel trifft der Präsident bereits Maßregeln bezüglich unserer Flüchtlinge."

Dann setzten auch diese Beiden ihren Weg weiter fort, und, wie am Anfange ihrer Reise, ohne daß der junge Schullehrer deutlich erfuhr, wohin sie eigentlich zögen.

„Sie sehen, mein junger Freund," sagte Freudenberg, „daß es mir ein Leichtes ist, allenthalben die Bekanntschaft angesehener Personen zu machen. Folgen Sie mir also getrost!" — — —

Ich wollte, ich könnte Euch die Gegend, in welche wir uns nun begeben müssen, schildern, wie sie im fröhlichen Sommer aussieht.

Vielleicht wohl auch, wie im Schmucke des ersten herbstlichen Kleides, und das thäte ich ganz besonders gern, weil ich eben in jenen theuern Gründen so trauliche, glückliche Tage verlebt zu jener Zeit des scheidenden Sommers und beginnenden Herbstes.

Dann wollte ich Euch erzählen, wie der stattliche Fluß dahinströmt zwischen seinen lustigen grünen Ufern, und wie die Weiden in seine Wellen blicken, sich spiegeln in ihnen, und mit ihnen plaudern.

Der alte Bursche, der Fluß, weiß es wohl, warum die geschmeidigen grünen Gesellen dort allenthalben ihre Wurzeln in seinen Wogen baden, und die Weiden wissen es ebenfalls.

Haben es ihnen die Vögel erzählt, die nisten in ihren Zweigen, oder hat man in den großen öffentlichen Storchversammlungen, die jährlich zu Frühlings- und Herbstzeiten dort abgehalten werden, davon gesprochen? Vielleicht hat es ihnen auch der Wind zugeflüstert, wenn er des Abends mit ihren Blättern koste, oder die Nebel, oder haben sich vielleicht die gesprächigen Wellen gar selbst verplaudert?

Genug, sie wissen's, die Weiden, daß sie Wache zu halten haben mit ihrem zähen Wurzelwerke

gegen die Uebergriffe des Flusses, wenn er zur Frühlingszeit die Eisesfesseln abgeworfen, in denen ihn der Winter gefangen gehalten, und wenn er mächtig, stark und wild daherbraust und seine zerbrochenen Ketten, die scharfkantigen Eisschollen, als gefährliche Waffe benutzt, um Land und Leute zu schädigen.

Da wehren die Weiden, und kämpfen und schützen das Land, werden sie wohl auch häufig schlimm geschunden und zerzaust von Wellen und Eis.

Auch schirmen sie getreulich, wenn die kleineren Flüsse und Bäche im Sommer plötzlich toll und übermüthig geworden sind durch Gußregen und Gewittersturm, und nicht mehr friedlich, wie gewöhnlich, von den Bergen, wo sie geboren, hinunter ziehen in die Thäler und Schluchten, um endlich zu verschwinden im größeren Flusse, sondern rasend und stürmisch sich in jenen werfen und ihn bedrohlich anschwellen und vergrößern.

Und hinter den Weiden, die nicht sagen können, daß wir zu wenig von ihnen gesprochen, liegen die Wald- und Wasserwiesen, also genannt, da die Welle und der Waldbaum sie begränzen.

Die tragen des Morgens ihren blitzenden Diamantschmuck von Thautropfen, und hat den die

Sonne hinweggeküßt, behelfen sie sich mit violettem Amethyst, den ihnen die Herbstzeitlosen leihen.

Bald schmal, bald breit, stets aber grünend und duftig sind diese Wiesen, aber wo sie zu Ende, steigt, häufig steil und schroff, der Berg an, der den Wald trägt, den lustigen, frischen, freudigen Wald mit seinen Eichen und Buchen, mit seinen zierlichen Farrnkräutern, und seinem Moosteppiche, und seinem tausendfältigen Leben auf Stamm und Blatt.

O du heilige, stille Waldeinsamkeit, sei mir gegrüßt über Sand und Steinkohlendampf hinweg, und ohne Klage, daß ich dich wohl kaum wiedersehe, sondern denkend, daß ich dich früher genossen, doppelt denkend aber, daß du verständlich zu mir gesprochen mit deinem Blätterrauschen in jener entschwundenen Zeit, mit meinem jungen Herzen.

Sprechen wir jetzt wenigstens nicht von den Schluchten und Thälern, die sich durch jene Berge winden, und die sich die Berge wohl müssen gefallen lassen, wenn sie auf eigenen Füßen stehen wollen, nicht von den Felsen und klappernden Mühlen.

Blicken wir auf die andere Seite, auf das rechte Ufer des Flusses, denn bis jetzt befanden

wir uns auf dem linken, und wir sehen dort ein Dorf, oder, wenn Ihr wollt, ein Städtchen, das sich länger hinauszieht, als ein Proceß, und das uns, wenn wir es durchwandern, endlos erscheint.

Das hat aber darin seinen Grund, weil, wie drüben die Wiesen, sich hier die Häuser fortziehen zwischen Wasser und Berg auf einer schmalen Strecke, und fast nur eine einzige, lange, lange Straße bildend.

Haben auch in einiger Ferne vom Städtchen Wiese und Wald ihr Recht behauptet, wie die drüben am andern Ufer, so steigen doch dicht hinter den Häusern und Scheuern Fruchtgärten an, in denen man eben jetzt das Obst erntet, und Traubengelände, die Wein versprechen, wenn gleich nicht den besten, und auch oben auf dem Scheitel des Berges hat Menschenhand dem alten Burschen das grüne Haar abrasirt mit der Holzaxt und allerlei Halmfrucht dorthin gesäet, die aber jetzt auch schon, von der Sense gefällt, sich in der Scheune befindet.

Das wäre Alles so gewesen, wenn wir uns in den letzten Tagen des Sommers, oder in den ersten des Herbstes dorthin begeben hätten; auch hätte zu jener Zeit wohl die Sonne vom heitern blauen Himmel herabgeblickt auf Fluß und Ufer,

und wenn sie dann am Abend zerschellt wäre an den Bergen, hinter welchen sie hinabgesunken, so hätten ihre tausend und abertausend Sternentrümmer als goldene Lämmer geglänzt am Himmel, und ihr Hirt, der Mond, hätte zu seiner Unterhaltung, denn es hat ein Hirt viel zu thun, eine silberne Brücke geschlagen über den Fluß, damit seine guten Freunde, die Elfen, von einem Ufer zum andern hätten ziehen können.

Jetzt, zur Zeit, wo ich Euch hinführen muß, sieht es anders dort aus.

Die Weiden sind blätterlos, und ihren grünen Sommerschmuck hat längst der Fluß weit, weit hinweggeführt. Die Wiesen sind gelblich gefärbt, schmucklos, öde und einsam, wenn nicht vielleicht hier und da ein paar Raben auf ihnen herumspazieren, angeblich um Würmer zu suchen, in der That aber unbedingt zu anderen Zwecken, da das Wurmvolk längst schon tief in die Erde gekrochen. Es kann sein, daß auch ein Reiher im grauen Winterkleide dort steht auf einem seiner langen Beine, und sich besinnt, was er beginnen soll, da ihm das Wasser unten zu kalt scheint, und die Fische keine Lust bezeigen, hinauf zu ihm zu kommen.

Das kann man aber keine Gesellschaft nennen.

Und eben so schlimm sieht's im Walde aus.

Die Bäume haben ihre Blätter abgeworfen, da sie allerlei sonderbare Farben angenommen, und allem Andern eher gleich gesehen, als rechtschaffenen grünen Baumblättern. Die liegen jetzt unten auf dem Moose und rascheln ärgerlich, wenn ein Reh über sie hinwegspringt, oder ein Hase, oder ein flüchtiges Eichhörnchen. Oben fährt der Hagelwind durch die Aeste, und da er keine Blätter mehr findet, mit denen er kosen kann, so schilt und grollt er, und verheißt einen kalten Winter.

Die Obstbäume drüben aber am Städtchen, blattlos wie ihre Brüder im Walde, brüsten sich hier und da mit einem Raupenneste, das ihnen im Frühjahre schlecht lohnen wird, und die Reben hat man in die Erde geborgen. Ihre Gelände stehen verödet, und die Pfähle, an welchen sie grünten und Früchte trugen, haben sich zu Haufen zusammengesellt, den Winter zu erwarten.

Es sieht noch trostloser aus, hier in der Cultur, die nicht mehr cultivirt wird, als drüben bei dem naturwüchsigen Waldbaumvolk.

Da hat sich denn auch die Frau Sonne verkrochen hinter graue, mißfarbige Wolken, und der Nebel lauert in den Schluchten und Thälern des Waldes, und droht zu steigen in's Flußthal, noch

ehe seine Gevatterin, die Nacht, ihren dunklen Mantel gebreitet über Wasser und Land.

Hübsch klar gesagt, war es kalt und unfreundlich, und obgleich die Glocke kaum noch drei geschlagen, doch schon fast finster. Begeben wir uns daher unter Dach, und das zwar, da wir fremd sind, in den für jene Zeit ziemlich anständigen Gasthof des Städtchens.

Die allgemeine Gaststube, ein ziemlich großes, aber nicht sehr hohes Zimmer, war angenehm durchwärmt, und die einzelnen an den Wänden und Ecken zum Gebrauche der Gäste aufgestellten Tische waren blank und sauber, und trugen den Stempel der Reinlichkeit. In einer Ecke befand sich ein Crucifix, umgeben von Heiligenbildern, und durch die blanken Scheiben der niederen Fenster hatte man die Aussicht auf den Fluß und auf eine kleine Bucht desselben, oder auf einen Miniatur-Hafen, in welchem eine ziemliche Anzahl größerer Fahrzeuge, Holz- und Getreideschiffe lagen, denn das Städtchen war von vielen Schiffern bewohnt, die zum Theil ihre Fahrzeuge bereits vor dem Wintereise in Sicherheit gebracht hatten.

An einem der Tische hatten drei Herren Platz genommen, respectable Leute, wie es den An-

schein hatte, gut gekleidet, Wein trinkend, und aus großen Meerschaumpfeifen Tabak rauchend.

Der eine von ihnen, ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit nicht unschönen Zügen, ungepudertem, dunklem Haar, schlanker Natur und fast über die Mittelgröße hinausreichend, trug ein Mittelding zwischen Jagd- und Reiserock von feinem Tuche, wenn gleich eben nicht besonders geschont; der zweite, älter als der vorige, aber etwas kleiner und wohlbeleibter, trug Lippen- und Knebelbart, und die Tracht eines Militärs, der sich auf Urlaub befindet, und welchem man auf den ersten Blick ansieht, daß der friedliche Civilrock die Glieder eines Kriegers umschließt.

Der dritte endlich schien unbedingt dem Civil, und das zwar dem Kaufmannsstande anzugehören. Rock: leberbraun, Kniehosen mit blauen Strümpfen, Schuhen mit Schnallen. Das ganze Costum, etwa zehn Jahre in der Mode zurück, der Mann aber stark und kräftig gebaut, und die scharf gewölbte Habichtsnase, die schwarzen blitzenden Augen und das tief schwarze Haar, wenn gleich schon mit einigem Grau gemischt, ließen an orientalische Abkunft kaum zweifeln.

Sein Name bekräftige diese Vermuthung, denn in seinem Passe war er Aron Wollenberger, Ju-

welier aus preußisch Polen, bezeichnet, und seine Gefährten nannten ihn bisweilen Aron, bisweilen auch den Polaken-Paule, obgleich dieser Name wenig Polnisches an sich trägt.

Der zweite Herr ward schlechtweg der Major genannt, und den ersten sprechen seine Begleiter mit: „Friedrich,“ oder „schöner Friedrich“ an.

Der so eben Genannte that jetzt einen mächtigen Zug aus seinem Glase, und sagte dann:

„Ein miserables Gesöff! Es ist noch Alles schlecht hier im Lande.“

„Hundezeug,“ versetzte der Major, indem er ebenfalls trank.

„Und das bigotte Volk dazu,“ fuhr der schöne Friedrich fort, indem er mit der Spitze seiner Pfeife nach dem Crucifix zeigte, „ich weiß nicht, ob wir gut daran gethan haben, hierher zu gehen.“

Der Major zog die Schulter, der Juwelier aber sagte ruhig:

„Wenn ich Massematten nehmen soll, oder fegen, schmuß' ich doch lieber mit Schode, als mit kluge Gais.“

Der schöne Friedrich hielt die Hände vor die Ohren und rief in etwas geziertem Tone:

„Ich bitte Dich um Gottes willen, Paule, laß

das Kauderwelsch weg und sprich deutsch. Diese Kochemer-Sprache greift mir die Nerven an."

Dann fuhr er fort zu sprechen über den geringen Grad von Bildung, den man hier allgemein im Lande besitze, wie die Edelleute rohe Menschen, die Bauern dumm und abergläubisch wären, und wie die Richter sich anführen ließen, selbst durch das höchst jämmerlich nachgemachte falsche Siegel eines Passes.

„Da hat aber der Aron recht," warf der Major ein, „ich verkehre doch lieber mit einfältigen Leuten, als mit klugen."

„Mein Gott," sagte der schöne Friedrich, „für was haben wir denn Verstand und Geist? Und dann ekeln mich die Leute an, mit welchen wir hier in Verbindung treten sollen. Gemeines Volk! Man spricht von den Banden am Rhein, am Main, im Spessart und im Odenwalde! Aber man muß sich schämen, wenn man in den einfältigen Anzeigen, welche die noch einfältigeren Richter veröffentlichen, liest, was diese „Banden" vollführen." Er brachte ein Blatt aus der Tasche und las:

„Einbruch und Dörrfleischdiebstahl, in Mittelgründau. — Und dabei war der berühmte Hülzerlips!"

„Diebstahl zweier Schafe zu Hainchen.“

„Zwei Gänsediebstähle in einer Nacht zu Burgsinn! — Es ist heroisch!“

„Kirchendiebstahl zu Ilmenstedt. Der Werth des Entwendeten beträgt fünfzehn Gulden! — Pfui Teufel!“

„Dann stehlen diese renommirten Banden Wagenräder, Brunnengitter, Bienenstöcke, alte Kleider und andern Trödel, empörend aber in der That für jedes feinere Gefühl sind die Kesseldiebstähle. Es müssen Leute unter ihnen sein, welche eine wahre Wuth auf altes Kupfer haben, und man liest von zwanzig und dreißig Einbrüchen, in welchen diese Menschen nichts weiter stehlen als Waschkessel!!“

„Nun,“ sagte der Juwelier, „alt' Kupfer ist tof, wenn man tofe Scherfenspieler hat.“

„Und wenn sie einmal einen Straßenraub ausführen, so schneiden sie sich Knüttel ab im Walde! Noble Waffen das, ich muß gestehen!“

„Es wird so schlimm nicht sein,“ fiel der Major ein,“ „sie haben auch schon Leute kalt gemacht, und brechen ein mit dem Rennbaum, mit offener Gewalt, mit Gewehr und blanker Waffe. Ich

las erst gestern, daß sie über fünfzehnhundert Gulden davon getragen in einer Nacht."

„Ein schöner Bettel, wenn noch dazu getheilt wird unter zwanzig Burschen! und dann die gemeinen Namen, unter welchen sie arbeiten: Hülzerlips! Dicker Hann Adam! Geislipser Michel! Schoden Heinrich, Meesbastel! Schlitz-Kläschen,*) und endlich ihr Rinaldo Rinaldini, jener Johann Bückler, der sich, es ist ekelerregend Schinderhannes nannte!"

„Der Schinderhannes war ein nobler Charakter," fiel der Major ein, „er ist todt, und ich habe ihn gekannt."

„Und ich," sagte Aron, bin auf Schmiere

*) Alle Namen natürlich actenmäßig, so wie ebenfalls die oben angeführten kleineren Diebstähle. Was die Kesseldiebstähle betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir bei der actenmäßigen Aufzählung derselben, ähnlich wie der schöne Friedrich, uns gewundert haben über die fast pathologische Vorliebe jener Gauner für Wasch- und Braukessel. Mit den Namen jener Herren waren wir nicht so heikel, und hatten in der Mitte der zwanziger Jahre selbst das Vergnügen, einige Tage mit einem derselben, den man „Schaaf-Hannes" nannte, auf gemüthliche Weise an der hessischen Gränze und unter freiem Himmel zu verkehren. Sein Charakter und seine Beschäftigung (Schafdiebstahl) war uns freilich zu jener Zeit officiell nicht bekannt, aber später erfuhren wir, daß er im Zuchthause, wenn wir nicht irren, in Cassel, das Zeitliche segnete. Friede seiner Asche!

(Wache) gestanden vor dem Dorfe, als er einmal bei einen Edelmanne einen artigen Streich ausführte. Hat sich zwar nicht rentirt, war aber doch nicht übel. Es war nicht weit von hier, und der Edelmann hatte schon oft Stein und Bein geschworen, daß er den Schinderhannes noch greifen wolle, sei er todt oder lebendig.

Da kommt an einem heitern Wintertage ein vornehmer Herr auf einem Schlitten und von zwei Reitern begleitet in's Dorf, und läßt sich im Schlosse als Herr von Schlitt melden, wird zu Tische geladen, und erregt durch seine Geschichten, die er von Schinderhannes erzählt, ungeheures Interesse. Er empfiehlt sich aber beim Nachtische, und als man später die Tafel abdeckt, findet man unter seinem Teller einen Papierstreifen mit den Worten:

„Man meldet, daß der berühmte Schinderhannes allhier zu Tafel gespeist hat."

Der schöne Friedrich lächelte verächtlich, fast schmerzlich bei diesen Worten, Aron aber fuhr fort:

„Der alte Edelmann, außer sich vor Wuth, daß der berüchtigte Räuber an seinem Tische gesessen, warf sich sogleich auf's Pferd und folgte mit so viel Dienern und Jägern, als in der Eile beritten gemacht werden konnten, seiner Spur.

Aber er hat ihn nicht erwischt. Ich, der ich jenesmal noch mit dem Zwerchsacke hausiren ging, warf mich draußen vor dem Dorfe vor den alten Baron auf die Kniee, klagte, beraubt worden zu sein, und gab hierauf eine falsche Richtung an, nach welcher hin die Räuber geflohen seien. So kam er davon." *)

Friedrich wiederholte sein verächtliches Lächeln und sagte:

„Der gemeine und schlecht erzogene Mensch wollte einmal sehen, wie es bei anständigen Menschen zugeht, und deshalb, oder eines schlechten Witzes halber, riskirte er seine Freiheit, vielleicht sein Leben."

„Ja, ja," fiel der Major ein, „man kann, wenn man bei vornehmen Personen, zum Beispiel bei Grafen, speist, in mancherlei Ungelegenheit kommen." Und Aron sagte:

„Kesufe Heine!" (silberne Löffel!)

„Geht zum Teufel," rief der schöne Friedrich hastig, „immer die alte dumme Geschichte! Was

*) Zu B. in Unterfranken geschehen in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der von Schinderhannes hinterlassene Zettel wurde lange in der Familie jenes Herrn aufbewahrt.

konnte ich dafür, daß der schuftige Kammerdiener zehn Augen hatte!"

Der Wirth trat ein in diesem Augenblicke, um frischen Wein zu bringen, und als er sich wieder entfernt hatte, brachte Friedrich das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

„Die Geschichte mit dem Dosel will mir nicht aus dem Kopfe," sagte er.

Der Major stopfte sich eine frische Pfeife, und nachdem er sie in Brand gesetzt hatte, sagte er:

„Entweder haben sie den Dosel krank gemacht (gefangen) und er hat geplaudert, weshalb für uns die Luft dort nicht mehr gesund, oder er hat vor, mit dem rothen Geiselbrecht, der ja auch plötzlich verschwunden, den Streich auf jenes Schatzgewölbe allein auszuführen."

Das Herz des Herrn Aron Wollenberger, des Juwelier, zog sich krampfhaft zusammen bei dem Gedanken an jenes Schatzgewölbe, und er seufzte tief auf.

„Man möchte lachen und weinen zu gleicher Zeit," sagte er, „wenn man denkt an das Kesufe, an's Göld, an die Margoleaus und an die Awone Taubes (Perlen und Edelsteine), lachen möchte man, wenn man daran denkt, daß man's mebeln kennt, weinen, wenn man sieht die Schlösser an

den Thüren, die Gitter an den Fenstern und die Ballmacker (Soldaten, Wachen) davor."

Wenn irgend eine Leidenschaft das Herz des Herrn Wollenberger ergriff, sei es nun Liebe oder Haß, Begeisterung für das Gute und Schöne, oder Abscheu vor dem Häßlichen (so wie hier: der Schatz und die verschlossenen Thüren), so fiel er so stark in den Dialekt seines Stammes, und gleichzeitig in die Sprache der Gauner, daß selbe für jeden Uneingeweihten vollständig unverständlich wurde. Deshalb, und weil wir ferner glauben, daß viele unserer verehrten Leser den Abscheu des schönen Friedrich gegen die Kochemer- oder Gaunersprache theilen, lassen wir die Aeußerungen des Herrn Aron jetzt nicht mehr wörtlich folgen, sondern theilen sowohl seine Meinung, als auch jene seiner Freunde im kurzen Auszuge mit.

Schwärmerisch sprach sich Aron über das Zimmer des Schatzgewölbes aus, in welchem man die Gold- und Silbergefäße aufbewahrt, aber er gerieth in Begeisterung, und fast füllten Thränen seine Augen, als er des Edelsteinzimmers gedachte. Er wolle, sagte er, die sechs anderen Zimmer, in welchen sich unter manchen trefflichen Dingen doch auch viel einfältiger

Kunstkram befände, großmüthig lassen, wo sie wären, aber die Juwelen! die Juwelen, und das Gold und Silber! Er schwur, daß er hängen wolle, wenn er von allen diesen Sachen ein einziges Stück unter dem Werthe verkaufen würde, denn er wisse w i e und w o. Aber die Hauptsache, das Bekommen, sei unmöglich, buchstäblich unmöglich. Er seufzte tief auf bei diesen Worten, und fügte bei, daß eher wohl noch ein kleines Geschäft zu machen sei in einer andern Abtheilung jener trefflichen Sammlung, wo man die kunstvollen Waffen und die mit Perlen und guten Steinen geschmückten Reitzeuge aufbewahre, aber jene Dinge kämen ihm jetzt fast kleinlich vor, wenn er der Schätze gedenke drüben im Gewölbe.*)

Dann sprach er vom Dosel und vom rothen Geiselbrecht, welche, wie vorhin der Major bemerkt hatte, plötzlich aus dem Kreise ihrer Freunde und Bekannten auf räthselhafte und geheimnißvolle Art verschwunden waren. Sie seien nicht

*) Bescheidenere Diebe, Männer, die ihre Ansprüche nicht so hoch spannten wie Aron Wollenberger, und welchen ohne Zweifel der Sperling in der Hand lieber war, als die Taube auf dem Dache, haben zu Anfange des Monats November 1863 jene Gegenstände mit sich genommen.

eingezogen worden, sagte er, das wisse er bestimmt, und eben so wenig beabsichtigten Beide einen Einbruch in die Schatzkammer. Abgesehen davon, daß Beide nie besondere Freunde gewesen, könnten Zwei für sich allein unmöglich an ein solches Geschäft denken, und andere Kameraden, als die ihnen bekannten, hätten sie nicht. Auch das wisse er bestimmt, und glaube selbst nicht, daß sich die Beiden zusammen entfernt, und daß mit dieser ihrer Entfernung die Wachsamkeit der Behörden und die unangenehme Aufmerksamkeit derselben auf ihn selbst und seine Freunde zusammenhänge.

Der Major gab ihm Recht:

„Zudem hat der rothe Geiselbrecht immer eigentlich mehr so à la Friedrich geschwindelt, als scharf gearbeitet mit dem Krummkopf, oder dem Zarfeß und Welsch Echeder" (Brecheisen und verschiedene Diebesschlüssel), sagte er.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, der Wirth trat ein und brachte Licht, und zugleich mit ihm zwei neu angekommene Gäste, von welchen wir, da wir nichts mehr hassen als Geheimnißkrämerei, nicht verschweigen wollen, daß es Freudenberg und Klettenheim waren.

Beide befanden sich offenbar in großer Auf-

regung, und besonders schien Freudenberg ganz außer sich zu sein.

Da es unseren drei Freunden nicht mehr möglich war, sich, wie es eigentlich die Tactik des Geschäfts erforderte, gegenseitig einander vollkommen fremd zu stellen, so begnügten sie sich damit, sich den Anschein zu geben, als sei ihre Bekanntschaft eine ganz neue und erst vor einigen Stunden gemachte, und gleichzeitig verständigten sie sich durch unmerkbare Zeichen und wenige Worte in der Kochemer Sprache, welche jetzt dem schönen Friedrich weniger nervöse Aufregung verursachte, als vorher, was zu thun sei.

Sie waren schon vorher darüber einig, einen kleinen Scherz ausführen zu wollen, und da sie dem Orte ihrer Bestimmung, dem Spurort, nahe waren, sich nach einem oder zwei Tagen dorthin zu verfügen, ohne ihre Zeche im Wirthshaus zu zahlen.

Jetzt beschlossen sie diesen Vorsatz zu beschleunigen, noch in dieser Nacht abzuziehen, aber das Nützliche mit dem Scherzhaften zu vereinigen, und die beiden so eben Angekommenen vorher im Wirthshause, je nach Umständen, zu bestehlen, oder zu berauben.

„Der Kochemer braucht Mesume (Geld) im

Winter, weil er häufig bei den Bauern und anderem Gesindel einkehren muß," hatte Aron gesagt, und die Anderen hatten ihm beigepflichtet, zudem da ihre Kasse nicht eben in den besten Umständen sich befand.

Aber ihr Plan wurde aufgehoben, oder wenigstens verändert, nachdem sie sich in ein Gespräch mit Freudenberg und seinem Begleiter eingelassen hatten.

Die Unterhaltung hatte der schöne Friedrich begonnen, der den herablassenden vornehmen Herrn, der incognito reist, erträglich zu spielen wußte, und sein gutes Glück pries, welches ihn in so ausgezeichnete Gesellschaft geführt, wie den wackern Herr Major von Quant und den braven Handelsmann, dessen Namen er nie behalten könne.

Dann bat er die Fremden, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, und fügte bei, daß er die ganze Gesellschaft einlade, in seinem Wagen, den er morgen erwarte, die Reise weiter fortzusetzen.

„In diesem schlechten Wetter reist es sich schlecht zu Fuß," sagte er, „und ich habe fast heute schon den tollen Einfall bereut, meinen Wagen zurückzulassen und vorauszugehen."

Der Major nahm die Einladung ohne Wetei-

res an, und das zwar mit einer gewissen Nonchalance, mit welcher etwa ein Cavalier von der Gefälligkeit des Standesgenossen Gebrauch macht. Aron Wellenberger hingegen lehnte sie bescheiden ab.

Er sei ein Handelsmann, sagte er, und das Fußreisen gewöhnt, auch schicke es sich kaum für ihn, in so vornehmer Gesellschaft zu reisen. Zudem sei jetzt Alles sicher im Lande, und er sei noch nie, so lange er auch schon umherreise, irgend wie von Spitzbuben belästigt oder beraubt worden.

Obgleich aber alles dieses in der Absicht gesprochen wurde, den Geigenmacher zu berücken und sicher zu machen, so schien dieser Zweck doch kaum erreicht werden zu wollen, denn Freudenberg war offenbar zerstreut, dachte an andere Dinge, und schien die Einladung des schönen Friedrich kaum vernommen zu haben.

Endlich sagte er plötzlich zu Klettenheim.

„Ich denke aber, jetzt kann der arme Teufel, der Dosel, oder der Johann, doch hereinkommen, denn diese Herren hier braucht er wahrhaftig nicht zu fürchten!“

Die Augen der Gauner begegneten sich in einem flüchtigen Blick. Was ging hier vor? Wie kam ihr verloren gegangener Freund Dosel hier-

her und in die Gesellschaft dieser Reisenden, die keine Gauner waren, wie sie sich längst überzeugt hatten? Abwarten!

Klettenheim, der sogleich aufgestanden war, um den außen Wartenden herbeizuführen, kam indessen jetzt mit einem Andern zurück, als mit dem, den sie gemuthmaßt.

Es war Johann, der Lakai des Herrn Präsidenten von Wiedersum, der jetzt unter der Thür stehen blieb, mit dem Finger im Munde, blödsinnig und furchtsam lachend und, wie gewöhnlich bei ähnlichen Gelegenheiten, mit den Füßen trippelnd.

Aron hatte ihn im ersten Augenblick erkannt, und es war ihm eingefallen, daß derselbe vor Jahren einige Diebstähle begangen, mit verschiedenen seiner Freunde und Diebsgenossen in Verbindung gestanden hatte, und einigemal eingezogen worden war. Dann war er verschwunden. Es war ein unbedeutendes Subject, und er wurde nicht vermißt. Aron's geübtes Auge bemerkte jedoch jetzt auf den ersten Blick, daß der Bursche mittlerweile halb oder ganz blödsinnig geworden.

Die beiden Anderen, der Herr Major und der schöne Friedrich, erinnerten sich entweder nicht an die interessante Persönlichkeit Johann's, oder sie

waren in der That früher nicht mit ihm in Berührung gekommen, und Aron theilte ihnen mit ein paar Worten und Zeichen, den Uebrigen unbemerkt, das Nöthige mit.

Freudenberg seinerseits trug Sorge, daß sie auch die neuesten Ereignisse erfuhren.

Der würdige Geigenmacher begann zwar einigermaßen zu zweifeln an dem reellen Charakter des Herrn von Wiedersum, und fing an, ihn für einen sehr starrköpfigen und eigenwilligen Herrn zu halten, den hier anwesenden Fremden indessen, welche die Gemüthlichkeit und Freundlichkeit in Person waren, durfte er Alles anvertrauen und sie zugleich um ihren Rath bitten.

Er begann damit, ihnen die Entführung seiner Nichte durch einen gewissen Herrn von Schwendel zu erzählen, ferner, wie er bereits einige Zeit im Lande umhergereist, sie zu suchen, und sich jetzt weit, sehr weit, bestimmt über zwanzig Stunden, von seiner Heimath entfernt befinde.

Auch die uns bekannten Versprechungen des Herrn Präsidenten und seine rasche Entfernung theilte er ihnen mit, und wenn man die Blicke beobachtete, mit welchen Aron abwechselnd den Sprechenden und den Lakaien Johann betrachtete, so konnte man wohl auf die Vermuthung kom-

men, daß der alte verschmitzte Bursche so ziemlich die Wahrheit errathen hatte.

Jetzt aber berichtete Freudenberg sonderbare und abenteuerliche Dinge.

Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen waren sie endlich in diese wilde Wald- und Berggegend gerathen, und theils durch die Noth gezwungen, theils den Bitten seines Begleiters nachgebend, hatte der Geigenmacher seine Grundsätze suspendirt, und war Tage lang unter dessen Regenschirm gewandelt, da die herbstlichen Nebel, welche meistens des Morgens stolz himmelan gestiegen, sich später eben so häufig anders besonnen hatten, und in Gestalt von Regen wieder auf die mütterliche Erde zurückgekehrt waren.

Heute Morgen aber, fast verirrt im blätterlosen Buchenforste, und bereits mit dem Gedanken beschäftigt, umzukehren und vorläufig fernere Nachforschungen aufzugeben, hatten sie plötzlich einen Menschen im Walde gesehen, welcher sie anfänglich zu fliehen und sich vor ihnen verbergen zu wollen schien, dann aber sich ihnen näherte und endlich an sie herantrat.

Dieser Mensch war kein Anderer, als der gegenwärtige Lakai Johann, und was er ihnen erzählte, war Folgendes:

Sein Herr, der Präsident, hatte ihn seit der Trennung von unseren Reisenden häufig mißhandelt und geschlagen, ihm mit Hartherzigkeit Speisen und Getränke versagt, und hatte sich, seines Ranges und seiner Stellung vollständig uneingedenk, am gestrigen Abend in einer Dorfschenke mit den friedlichen Landbewohnern in Streit eingelassen, der endlich in Thätlichkeiten ausartete.

Man warf zuerst ihn und hierauf seinen Diener aus der Thür, und jetzt folgte, nach der Angabe Freudenberg's, eine etwas unklare Erzählung Johann's von dem, was sich draußen weiter begeben, aus welcher jedoch vielleicht entnommen werden konnte, daß Herr und Diener ebenfalls aneinander gekommen waren und sich endlich im Dunkel der Nacht verloren hatten.

Wenigstens sprach Johann von seinem Herrn in äußerst unehrerbietigen, ja selbst ganz unerklärlichen Ausdrücken, und befand sich im Zustande außerordentlicher Aufregung.

Nachdem er die Nacht hindurch im Walde umhergelaufen, kam er, als der Tag graute, an eine Mühle, wo man ihn zuerst mit Mißtrauen empfing, dann aber dennoch einige Speise reichte, und ihm erlaubte, sich am Ofen zu wärmen und zu trocknen; während er aber dieser angenehmen

Beschäftigung oblag, kam ein Mädchen in die Stube und gab ihm hastig, und unter Versprechung großer Belohnung, einige Worte, mit Bleistift auf ein altes Stück Papier geschrieben, die er, wohin wußte er nicht mehr, besorgen sollte.

Sie wurde indessen von einem ihr nacheilenden Manne ergriffen, und unter Scheltworten und Mißhandlungen aus der Stube gezogen, worauf der Mann sich auch gegen ihn wendete, ihn ebenfalls schlug, ihn hierauf aus dem Hause jagte und, im Fall der Wiederkehr, zu ermorden drohte.

Die ganze Erzählung des armen Johann war, wie Freudenberg abermals bemerkte, ebenfalls unklar und verwirrt, doch konnte das so eben Angegebene ungefähr daraus entnommen werden.

Das aber wußte der Mißhandelte mit Sicherheit anzugeben, daß jener unhöfliche Mann ein alter Bekannter von ihm war, und den sonderbaren Namen „der rothe Geiselbrecht" führte.

Der Blick des Einverständnisses, den die drei Gauner sich bei dieser Nachricht zuwarfen, blieb den neu Angekommenen verborgen, und Freudenberg setzte sie jetzt in Kenntniß, daß er sogleich geschlossen habe, daß jenes Mädchen seine entführte Nichte, und der Mann kein anderer als Herr von Schwendel sei.

Nur mit Mühe sei es ihnen gelungen, den armen eingeschüchterten Johann zu bewegen, sie bis auf einige Entfernung zu jener Mühle zu führen, worauf sie sich allein näher geschlichen und versteckt hätten.

Nach einiger Zeit sei wirklich ein Mann unter der Thür erschienen, welcher dem Anschein nach sich sorgfältig nach allen Seiten hin umgesehen habe und hierauf in's Haus zurückgekehrt sei, und dieser Mann habe mit Herrn von Schwendel die größte Aehnlichkeit, indessen kurzgeschorenes rothes Haar gehabt, während von Schwendel's Haupt eine reichliche Fülle schwarzer Locken geziert habe.

Der schöne Friedrich konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken, aber Freudenberg fuhr fort, indem er sagte:

„Aber trotz dieses Judashaars war ich dennoch überzeugt, daß jener Mann der Entführer meiner Nichte ist, und daß sie selbst sich in jener Mühle befindet. Wir ließen uns deshalb über den Fluß fahren, und ich bin entschlossen, morgen mit dem Frühesten aufzubrechen, und in der einige Stunden von hier, weiter unten am Flusse liegenden kleinen Stadt um bewaffnete Mannschaft zu

bitten, um das arme Mädchen mit Gewalt zu befreien."

Der Major schüttelte bedenklich den Kopf, und Friedrich sagte:

„Um Gottes willen, nur das nicht! Auf diese Weise wäre unbedingt Alles verloren. Bis Sie sich legitimiren, bis man sich entschließt und alle Bedenken überwunden hat, wäre jener freche Jungfernräuber längst sammt dem armen Mädchen, Ihrer Nichte, über alle Berge. In einem Lande, wo solche Gewaltthaten vorfallen können, muß die Justiz schlecht, zum Mindesten träge und langsam sein. Und dann würde diese Maßregel Ihnen bedeutende Kosten verursachen."

„Nun," versetzte Freudenberg, „das scheue ich nicht, ich besitze zwar keine Reichthümer, aber ich führe dennoch so viel bei mir, um alle diesfallsigen Kosten bestreiten zu können."

„Schön," erwiederte Friedrich, „das freut mich auf Ehre zu hören. Ich will Ihnen aber sogleich sagen, auf welche Weise die Justiz keinen Groschen von Ihrem Gelde haben soll. Ich selbst werde die Befreiung der Geraubten vollführen, das heißt, ich werde mich Ihnen anschließen, wenn Sie gesonnen sind, das Mädchen zu befreien, und heute Nacht noch wollen und müssen wir aufbrechen,

denn jener rothe Halunke entflieht ohne Zweifel schon morgen, da er mit Recht sich durch Johann verrathen glaubt."

Der Major nickte beifällig: „Mannhaft gesprochen," sagte er, „und ich, als ein alter Soldat, werde Sie begleiten. Bomben-Element! Ich werde den Schlachtplan entwerfen, und wir werden die Mühle mit Sturm nehmen."

„Und ich," fügte jetzt Aron hinzu, „bin nur ein armer, friedliebender Handelsmann, aber — auch ich gehe mit, wenn es nämlich die Herren erlauben und sich nicht schämen meiner geringen Bekleidung."

„Die Tapferkeit macht den Helden, nicht der Rock," sagte der Major mit würdevoller Herablassung.

Freudenberg überlegte, und äußerte Bedenken. Es kam ihm der Plan zu schnell, und vor Allem wollte ihm nicht recht behagen, daß er, ermüdet wie er war, zu einem nächtlichen Kampfe ausziehen solle.

Aber Klettenheim stellte ihm vor, daß, wie Friedrich erwähnt hatte, bis morgen ohne Zweifel das Nest ausgeflogen sein würde, und daß, da sie jetzt einmal auf die sichere Spur des Verrä-

thers gekommen wären, man die Gelegenheit beim Schopfe fassen müsse.

Die Augen des jungen Schullehrers blitzten kampflustig bei diesen, mit so viel Klugheit als Tapferkeit ausgesprochenen Worten, und während seine Rechte den gebogenen Griff des großen Regenschirmes unwillkürlich fester umschloß, fügte er hinzu, daß er im Nothfalle allein gehen werde, um seine Geliebte, nach Art der griechischen Helden, entweder durch List, oder in offener Feldschlacht zu befreien.

Freudenberg, der nicht zurückstehen wollte, erklärte jetzt, daß er entschlossen sei, in der Begleitung der drei fremden Herren, die sich so freundlich angeboten hätten, den Versuch zur Befreiung seiner Nichte zu wagen, setzte aber hinzu, daß er den Wirth ersuchen wolle, ihnen noch einige handfeste Bauern zu verschaffen, welche ihre Anzahl verstärken sollten.

„In diesem Falle," sagte der schöne Friedrich, „würden wir die Mühle leer finden, wenn wir nämlich wirklich so weit kämen und nicht schon unterwegs von den Räubern erschlagen würden. Hier im Lande hängen diese spitzbübischen Bauern alle, theils aus Habgier, theils aus Furcht, mit dem Diebesgesindel zusammen, und wir sind verrathen,

wenn dieser schurkische Wirth nur eine Silbe von unserem Vorhaben erfahren würde."

„Aber," erwiederte Freudenberg ganz verwundert, indem er auf Aron zeigte, „dieser Herr sagte doch vorhin, daß die ganze Gegend sicher, und daß ihm nie ein Unfall begegnet sei."

„Dieser Herr," versetzte der schöne Friedrich, „hat ein kindliches Gemüth, welches alle Menschen für so ehrlich hält, als er selbst ist. Aber die Anwesenheit jenes Menschen in der Waldmühle allein beweist schon, daß wir vorsichtig sein müssen, wenn unsere Absicht nicht bereits von vorn herein verwickelt werden soll."

Man entwarf jetzt den Plan zu dem bevorstehenden Kriegszuge, und das zwar flüsternd und mit kurzen Worten, da bereits einige abendliche Gäste, wie Friedrich meinte, großentheils Verbündete und Freunde des Diebsgesindels, sich in der Gaststube einfanden

Eine Hauptschwierigkeit schien in der Auffindung des Weges zu bestehen. Freudenberg, Klettenheim und Dosel, der Lakai, hatten zwar vor einigen Stunden erst denselben zurückgelegt, aber der Erste erklärte, daß in der aufgeregten Stimmung, in welcher er sich befunden, er wenig auf die Pfade gemerkt habe, die sie gewandert.

Klettenheim behauptete zwar, daß er sich zuverlässig zurechtfinden werde, als er aber einmal die Gaststube verlassen und draußen in's Freie geblickt, stiegen Bedenken in ihm auf, denn die Nacht war dunkel, und obgleich Mondschein war, so wurde durch ziehende Wolken das Antlitz der sanften Luna doch allzu mächtig verdunkelt.

Was endlich Dosel betrifft, auf welchen man bisher nur wenig Acht gehabt, so machte er, als man ihn fragte, ob er sich den Weg gemerkt habe, einen vergeblichen Versuch, seinen Finger in den Mund zu bringen, blickte mit gläsernen Augen und blödsinnigem Lächeln die Verbündeten an, und fiel dann vom Stuhle.

Es erklärte sich jetzt, aus welchem Grunde er so häufig die Stube verlassen, und man erfuhr, daß er auf Rechnung seiner Begleiter dem trefflichen „Bergwachholder" allzu häufig zugesprochen.

Als aber die Noth am Höchsten erschien, zeigte sich ein Retter in der Person Aron's, welcher erklärte, daß er in früherer Zeit häufig in dieser Gegend gehandelt, und Wege und Stege so ziemlich genau kenne; und nachdem er nach einigen Merkzeichen gefragt, die Klettenheim im Gedächtniß behalten, beschrieb er so deutlich die Mühle und den Weg,

der zu ihr führte, daß man keinen Zweifel in seine Geschicklichkeit als Führer setzen konnte.

Er hatte ja mit Herrn von Schlitt früher die Gegend bereist, und dieser Herr liebte bekanntlich ausnehmend einsam gelegene Waldmühlen, so wie dunkle, romantische Pfade. —

Als die ganze Gesellschaft gegen zehn Uhr ihre Zeche bezahlte und plötzlich aufbrach, war der Wirth freilich höchlich erstaunt, aber er fragte nicht, und ließ sich überhaupt nichts merken.

Der Spessart lag nahe, und es war in jener Zeit nicht gut, sich allzu viel um das Treiben seiner Gäste zu kümmern. Zu seiner Ehehälfte aber sagte er:

„Paß auf, morgen hören wir von einem Einbruche!" und diese versetzte mit sanfter Stimme:

„Halt's Maul, Dummkopf! und bring' mir nicht den rothen Hahn auf's Dach." —

Nachdem man den außerhalb des Städtchens wohnenden Fährmann geweckt, und von diesem über den Fluß gesetzt worden war, überschritt man die Wiesen, und Aron, der voranging, schlug alsbald einen ganz andern Weg ein, als den, welchen Freudenberg und seine Begleiter am Morgen zurückgelegt hatten.

Freudenberg, welcher hinter ihm schritt, machte

ihn darauf aufmerksam, aber der Handelsmann erwiederte, daß dieser Weg ein näherer sei, und ging ruhig und ohne Aufenthalt vorwärts, wie er denn im Finstern so gut zu sehen schien, als bei Tage, und nebenbei sich offenbar in der heitersten Laune befand, indem er mit lauter Stimme sang:

„Scholem=Leagem Kameraden,
Bald wird man zur Schaßne*) laden,
Was dazu bestimmt wird sein!“

„Was singen Sie nur hier für ein sonderbares Lied, Herr Wellenberger,“ sagte Freudenberg.

„Polakisch,“ versetzte dieser kurz; er verstummte indeß, als ihm der schöne Friedrich, der hinter Freudenberg schritt, einige Worte zugerufen hatte, welche Freudenberg ebenfalls „polakisch“ zu sein schienen.

Es zeigte sich jetzt auch, daß die drei Herren, als vorsichtige Männer, nicht unbewaffnet waren, denn der voranschreitende Aron schwang seinen, mit scharfem eisernen Stachel versehenen Knotenstock; unter dem Jagdkleide des schönen Friedrich wurde ein kurzer Hirschfänger sichtbar, und der

*) Schaßne Schall, oder Einbruch-Lied der Banden im Spessart und Odenwalde. Eine Jugenderinnerung des gemüthlichen Aron, die er in den gebildeten Ländern, welche er später bereiste, dennoch nicht vergessen hatte.

Herr Major von Quant, der den Zug beschloß, ließ die Hähne zweier Taschenpistolen knacken, wie Klettenheim bemerkte, der vor ihm und hinter Friedrich ging, und die Aufgabe hatte, Johann zu führen, der immer noch schwer betrunken war, obgleich ihn, gegen die gewöhnliche Regel, die frische Luft allerdings ein wenig zu sich selbst gebracht hatte.

Keiner der rüstig Vorwärtsschreitenden schien im Uebrigen ein Auge zu haben auf die romantischen Erscheinungen der stürmischen Herbstnacht, und Niemand bemerkte die phantastischen Wolkengestalten, welche der Nachtwind an der Mondscheibe vorüberjagte, die spukhaften Schatten, welche die entlaubten Bäume warfen, wenn der Wald eine Lichtung bot, oder die bemoosten Felsen, die zur Seite des Pfades standen, bald menschlichen Fratzen ähnlich, bald sonderbaren und unerhörten Thierleibern gleich.

Plötzlich aber stand Aron stille:

„Beduch!"

„Still!" dolmetschte Friedrich.

Man hörte ein fernes Rauschen.

Der Mühlbach brauste.

Der Augenblick des Kampfes nahte heran.

Wie es im Herzen unserer Freunde, nämlich Freudenberg und Klettenheim, ausgesehen, wissen

wir nicht, aber Beide schritten, wenn gleich leise und behutsam, zwischen ihren Führern fort. Bald schien man sich von Bache zu entfernen, bald ihm wieder näher gekommen zu sein, denn das Rauschen des Wassers war bisweilen kaum hörbar, dann plötzlich wieder bedeutend stärker.

Endlich hörte man deutlich das Arbeiten des Mühlrades, und jetzt blieb auf einmal Aron stehen und zeigte schweigend vor sich hin. Im schwachen Mondlichte sah man jetzt in der That, in einer Entfernung von vielleicht vierzig Schritten, die Mühle vor sich liegen, wenn gleichwohl noch immer durch Bäume halb verdeckt.

Man setzte nun Johann, welcher offenbar noch im halb bewußtlosen Zustande, und zu nichts zu brauchen war, mit dem Bedeuten, sich ruhig zu verhalten, auf die Erde, und schritt hierauf zur Ausführung des vorher entworfenen Planes, indem man sich der Mühle, gedeckt durch die Baumstämme, bis auf etwa zwanzig Schritte näherte. Während die Uebrigen sich nun hinter den Bäumen verborgen halten sollten, hatte es Friedrich übernommen, allein bis an die Thür derselben zu gehen, anzupochen, und unter dem Vorwande, sich im Walde verirrt zu haben, um Einlaß zu bitten, und sobald man die Thür geöffnet haben würde, sollten die An=

deren herbeieilen und in das Haus eindringen; das Weitere würde sich alsdann finden.

Es fand sich auch wirklich, wenn gleich vielleicht nicht ganz in der Art und Weise, die ein Theil der Gesellschaft wenigstens sich vorgestellt hatte.

Der schöne Friedrich war nämlich unbefangen über den freien Platz gegangen, der zwischen der Mühle und den Bäumen lag, und nachdem er den Mühlsteg überschritten hatte, pochte er, der Verabredung gemäß, dreist an die Thür, und als sich bald darauf ein Fenster geöffnet und eine Männerstimme nach seinem Begehr fragte, bat er um Einlaß.

Der Mann am Fenster ersuchte ihn hierauf, in nicht besonders gewählten Ausdrücken, sich zum Teufel zu scheeren, mit dem freundlichen Zusatze, daß, würde er sich nicht sogleich entfernen, er Feuer auf ihn geben würde, welche Aeußerung den schönen Friedrich, anstatt ihn zu erschrecken, in eine außerordentliche Heiterkeit zu versetzen schien, denn er brach in ein herzliches Gelächter aus, und eröffnete hierauf mit dem oben am Fenster ein Conversation, welche nichts weniger als feindselig zu sein schien.

Nach einigen Augenblicken schien auch Jener

alle Feindschaft abgelegt zu haben, und gab ebenfalls in heiterem Tone Antwort.

Was Freudenberg und Klettenheim betraf, so verstanden Beide zwar kein Wort von diesem Gespräche, allein sie hatten sowohl die Stimme des Herrn von Schwendel, als, trotz der rothen Haare, welche er jetzt trug, auch seine Züge im Mondlichte erkannt, und Freudenberg, über den eine plötzliche Kampfeswuth gekommen zu sein schien, sprang jetzt mit einem Male vor, bis in die Mitte des freien Platzes an der Mühle, wohin ihm Klettenheim folgte, und dort rief er, indem er die Faust drohend ballte:

„Gieb meine Nichte heraus, oder ich ermorde Dich!"

„Geh' zum Teufel, alter Narr, und schrei' nicht so," versetzte Herr von Schwendel, wie es schien, ohne besondere Aufregung.

„So stirb, Verräther!" schrie jetzt Freudenberg.

Er hatte bei diesen Worten den Regenschirm Klettenheim's ergriffen, und schlug geräuschvoll auf Schwendel an, und der Lärm, den dessen klappende Fischbeinstäbe machten, sowohl, wie das Blitzen der messingenen Spitze desselben im Mondscheine, ließen ohne Zweifel das feindliche Instru-

ment in Schwendel's Augen als ein Mordgewehr erscheinen.

Er tauchte hastig unter, und verschwand hinter der Fensterbrüstung.

„Vorwärts, Kameraden! zum Sturm!" rief jetzt Freudenberg, indem er auf den Steg zu eilte, welcher über den Mühlbach führte.

Aber in diesem Augenblicke wurde sowohl er, als auch Klettenheim, rücklings zu Boden geworfen und geknebelt, und während Herr Aron Wollenberger mit rapider Schnelligkeit die Taschen Freudenberg's ausleerte, und seine Börse, Uhr, Ringe, kurz alles Werthvolle, in die seinige wandern ließ, erzeigte der Major dem jungen Lehrer dieselbe Gefälligkeit.

Hierauf wendete man, nach alter, höchst zweckmäßiger Räubersitte, Beide um, so daß sie mit dem Gesichte gegen die Erde zu liegen kamen, indem man ihnen die Versicherung gab, daß man, im Falle sie die geringste Bewegung machen, oder einen Laut von sich geben würden, ihnen augenblicklich die Schädel einschlagen würde.

„Und jetzt," rief der schöne Friedrich, dessen Heiterkeit sich durch diese artigen Vorgänge ohnfehlbar noch gesteigert hatte, „jetzt, größter aller Gauner, liebenswürdigster aller Schwindler, lan-

ger, rother Geiselbrecht, öffne die Pforten Deines Paradieses, zeige uns das Gänschen, was Du gestohlen hast, und weihe uns ein in Deine, ohne Zweifel ganz ausgezeichneten Pläne.

6.

Wie Heinrich Dosel die schöne Barbara besucht, und auf welche Weise er Abschied von ihr nimmt.

Eine wahrhaft glückliche Ehe wird einerseits nur herbeigeführt durch unbedingtes Vertrauen des Mannes auf seine Gattin, und andererseits durch deren unablässiges Streben, für des Mannes leibliches Wohl zu sorgen und ihn geistig glücklich zu machen.

J. D. Lafontaine.

Wenn der Seefahrer nach langer, vielleicht viele Monden dauernder Reise sich wieder dem Strande nähert, so kommt es häufig vor, daß er das Land riecht, bisweilen selbst noch ehe er es in Sicht hat.

Vielleicht trifft es sich, daß Leute, welche in der That selbst sehr feine Nasen haben, und auch sonst noch mit allerlei anderen Schlauheiten gesegnet sind, dies bezweifeln.

Diesen zum Troste wollen wir bemerken, daß

der betreffende Seefahrer nicht die Erde, die Steine, die politische Gesinnung und die Thiere des bezüglichen Landes riecht, sondern die Blumen und Blüthen, die duftenden Wälder der tropischen Küste, und vielleicht den balsamischen Duft des deutschen Nadelwaldes, das Harz der Fichten und Tannen, und Wohlgeruch, den eine frisch gemähte Wiese weithin versendet.

Ein so eben vom Lande, etwa mit einem Boote an Bord Gekommener würde nichts riechen.

Aber der Seemann oder der Reisende athmet mit Wollust die Düfte ein, die stoßweise und spärlich zugemessen der Landwind ihm zuweht, indem er ihm gleichzeitig die Hoffnung zuflüstert, daß sein Fuß bald jenes Land betreten werde, in dem er wunderbare und nie gesehene Dinge erblicken wird, oder in dem er seine Lieben an die Brust drücken darf, die er so lange entbehrt hat, und in dem er nun wieder leben wird nach alter, von Kindheit auf angepaßter Sitte und Gewohnheit, sei die nun, wie sie wolle.

Wenn im andern Falle der Binnenländer sich dem großen Westen allmälig nähert, von dem er viel gelesen und wohl auch viel geträumt, welches er aber nie gesehen hat, so glaubt er häufig schon auf stundenweite Entfernung den

Einfluß der Seeluft zu verspüren, den er sich deutet nach Belieben, meist aber als einen höchst erfrischenden und wohlthätigen vorstellt.

Was mich betrifft, so gestehe ich, daß, obgleich ich als Seereisender mit unendlichem Behagen die Düfte des fernen Landes eingesogen, des fremden wie des heimischen, doch als Binnenländer und als ich mich der See zum ersten Mal genähert, nichts vermerkt von einer besondern Luft, und mit besonderer Deutlichkeit blos den Theer gerochen habe, als ich das erste Schiff betrat.

Bei unserm Heinrich Dosel, den wir im ersten Kapitel als glücklich vermählten jungen Gatten verlassen haben, war das nicht der Fall.

Als die Landkutsche, in welcher er langsam der großen Seestadt zufuhr, wohl noch eine halbe Tagereise weit von dieser entfernt war, schob er die Ledervorhänge zurück, die zu jener Zeit die Stelle der Kutschenfenster vertraten, und athmete mit tiefen Zügen die stärkende Luft ein, welche, wie es ihm däuchte, bereits mit feinen Salztheilchen und allerlei Seeromantik geschwängert war.

Als er indessen später die Seestadt wirklich erreichte, legte er weniger Werth auf die Luft

in derselben, sondern bewegte sich mit außerordentlichem Behagen in den volkreichen Straßen derselben, blieb erstaunt an den Schaufenstern stehen, boten diese auch zu jener Zeit noch nicht den Luxus wie heutzutage, stieg in die Keller, wo er die Bekanntschaft von Austern, Seezungen, Hummern und tausend Dingen machte, die er bisher nur vom Hörensagen kannte, und war vorzugsweise verwundert über die außerordentliche Menge von schönen Damen, die prächtig angezogen waren, alle herrliche rothe Backen hatten, und welche ihn anlachten, zuwinkten und grüßten, als seien sie alle seine guten Freundinnen.

Man kann nicht sagen, daß Heinrich Dosel ein einfältiger Mensch war.

Aber er war ein guter Kerl, und dann hatte ihn die Dürftigkeit erzogen, und in die Hand des Geizes gegeben, er war vom Hungerlande in's Kummerland gekommen, wo Schmalhans ebenfalls Küchenmeister war, wo der Neid die Speisen auftrug und die Seeluft credenzte — was Wunder, wenn er sich jetzt satt aß, und erstaunt war, daß hier das Weibsvolk so freundlich, zuthunlich und süß, während seine Frau zu Hause Essig, und die Tanten Galle.

Aber wie war unser Dosel in jene Seestadt gekommen?

War er davongelaufen, weil er fürchtete, daß die Last des häuslichen Glückes ihn endlich erdrücken würde, oder hatte Madame ihn plötzlich zum Teufel gejagt aus ihm vielleicht erklärlichen Gründen, so wie sie ihn früher genommen aus ihm unerklärlichen?

Nichts von alledem.

Aber eines Morgens beim Frühstück hatte ihm Frida, seine Frau, zwei Stückchen Zucker, statt des gebräuchlichen einen, in die Tasse gerösteter Rübenbrühe gegeben, welche man dort Kaffee nannte und die man im Hause täglich genoß, da sie billiger als Suppe zu stehen kam.

An demselben merkwürdigen Tage hatte dieselbe Frau mit ernsthafter Miene bei Tische gesagt: „Nimm Dir noch einmal."

Dann hatte sie nach Tische einen Versuch gemacht zu lächeln, und hatte ihn hierauf geküßt!

Er war so heftig erschrocken, daß er blos die Worte: „O Frida!" stammeln konnte; als aber einige Stunden später die Tante Thurneisen ihm eröffnete, daß er mit Abschreiben sich ferner nicht so zu plagen brauche, und daß sie es mit den Zinsen von nun an nicht mehr so genau nehmen

wolle, ging er auf sein Kämmerchen, welches man seine Schlafstube zu nennen pflegte, um gründlich darüber nachzusinnen, was das Alles wohl zu bedeuten habe.

Aber er kam der Sache nicht auf die Spur, obgleich die humane Behandlung seiner Person fortgesetzt wurde; die Thurneisen forderte keine Zinsen, zum Frühstück erhielt er die bewußten zwei Stückchen Zucker, und des Mittags wurde er aufgefordert, noch einmal zu nehmen. Nahm er nicht, so war es auch gut.

Endlich schien sich das Räthsel lösen zu wollen.

Er brachte die Abende in der ziemlich kalten Wohnstube der Frauen zu, da die seinige gar nicht heizbar war, und um ein zweites Licht zu sparen, und an einem dieser Familienabende sagte plötzlich die Thurneisen:

„Ich glaube, Frida, Du kannst alles Vertrauen auf Deinen Mann setzen.“

Und Frida erwiederte:

„Ja, ich hoffe, daß ich dies thun kann.“

Worauf die Kratzenstein hinzufügte:

„Ich bin der gleichen Meinung.“

Diese freundschaftlichen Ansichten äußerte man laut und unbefangen, als sei der, über welchen man sprach, gar nicht anwesend; da aber dies

ebenfalls häufig geschah, wenn man sich mißliebig über ihn aussprach, ihn kränken wollte, ihm seine Undankbarkeit vorwarf und seinen Hang zur Verschwendung, obgleich der arme Teufel nichts hatte, was er verschwenden konnte, so wäre Heinrich dies nicht aufgefallen, hätte man ihn nicht belobt.

Aber dies nahm ihn Wunder!

Jetzt sagte die Turneisen:

„Es mag vorgegangen sein, was auch immer, er ist und bleibt doch einmal Dein natürlicher Beschützer.“

Heinrich besann sich. Was sollte vorgegangen sein? Er hatte sich nicht verhehlt, und daß man das eigene Benehmen nicht meine, war ihm klar. Aber die Tante fuhr fort:

„Und zudem: Jugend hat keine Tugend, und ich bin überzeugt, daß er alle seine Fehler bereut, ja, daß er Dich um Verzeihung bittet, wenn Du es verlangen solltest, was Du mit allem Rechte thun könntest.“

Die Tante war, aus Gewohnheit, offenbar im besten Zuge, in den alten Ton zu verfallen, und Heinrich begann dem Gespräch weniger Aufmerksamkeit zu schenken.

Jetzt aber sagte die Thurneisen, indem sie sich zu Heinrich wendete: „Das Vertrauen, welches die Familie in Sie, lieber Vetter, setzt, ist groß, sehr groß!“

Lieber Vetter! Heinrich wechselte die Farbe, so war er nie vorher genannt worden. Aber er hatte nicht Zeit, Vermuthungen anzustellen, was etwa im Werke sei, denn die Thurneisen klärte ihn selbst auf.

Der freundliche Leser wird uns aber entschuldigen, wenn wir uns beeilen, aus der Gesellschaft dieser drei Frauen zu kommen, und ihm draußen, vor der Thür, oder noch besser ganz aus ihrem Besitz entfernt, selbst erzählen, was die Thurneisen Heinrich eröffnete.

Er wird diese unsere Neigung, in's Freie zu kommen, entschuldigen, wenn wir ihm mit zwei Worten schildern, wie es aussah in dem Gemache der drei liebenswürdigen Damen.

Vorausgeschickt: Der alte Kratzenstein, Frida's Vater, hatte seiner Tochter ein großes und beträchtliches Vermögen hinterlassen. Betrügerische Lieferungen, Wuchergeschäfte aller und jeder Art und Gewissenlosigkeit im ausgedehntesten Maßstabe hatten ihm seinen Reichthum erworben, und die Besitzung, auf welcher Frida und die Tanten lebten, das große, fast fürstlich eingerichtete Haus, den Park und die Felder hatte er auf diese Art einem alten Edelmann abgeschwindelt, der leichtsinnig genug war, seinen Ruin nicht eher zu be-

greifen, als bis sein Verderber ihn von Haus und Hof jagte.

Frida's Mutter, der Barbara Thurneisen Schwester, war hübsch, und besaß einiges Vermögen. Aber Kratzenstein hatte sie wegen keiner dieser beiden Eigenschaften geheirathet, sondern wegen ihres Geizes, der in der Gegend zum Sprüchwort geworden war. Er hatte schlimme Tage auszustehen, als er älter wurde, in Folge dieser Leidenschaft seiner besseren Hälfte, und vielleicht ging mancher der armen Teufel, die er beraubt und betrogen, nicht so oft hungrig zu Bett, als er, der über Hunderttausende gebot.

Frida vereinigte die Eigenschaften beider Eltern, den Eroberungsgeist des Vaters, das erhaltende Princip der Mutter, aber in so ungeheuerlichem Maße, daß auch die muthigsten und geldlosesten Jünglinge sich ihr nicht zu nahen wagten. Auch Heinrich wagte sich nicht an sie, er war blos einfach verliebt in sie, in Folge dessen ein Narr, und in dieser Eigenschaft nahm *sie* ihn.

Die Tante Thurneisen lieh auf Pfänder. Ob Männerliebe je ihr Herz in Fesseln geschlagen, wissen wir nicht, aber sie beschnitt, schon als junges Mädchen, Ducaten, versilberte Pfennige mit Quecksilber, um sie als Groschenstücke unter die kleine

Münze zu mengen, und gab bei ihren Darlehen falsche Pretiosen an Geldesstatt. Sie hatte sich in Folge dessen bald eine artige Summe erworben, und ging später an größere Geschäfte.

Die Tante Kratzenstein hatte den guten Willen zwar, zu sein wie die übrige Familie, aber nicht den Geist. Sie war zwar keineswegs gutartig, aber nichts desto weniger ein wenig einfältig, und beschränkte sich darauf, geizig zu sein und zu darben.

Nach dem Tode von Frida's Eltern zogen die Frauen zusammen, keineswegs, weil sie durch Familienbande verknüpft waren, sondern weil sie auf diese Weise wohlfeiler leben konnten.

Wer den Kreuzer nicht ehrt, ist des Guldens nicht werth, und sie sparten täglich mehr als einen Kreuzer, je eine, für ihre Person. Leiden konnte übrigens keine die andere.

Und jetzt hausten die Drei beisammen im schlechtesten Zimmer des Hauses, einer früheren Gesindestube mit weiß getünchten Bohlen und nicht mehr reinlichen Wänden. Das ärmliche und wenige Geräth war das in der Stube vorgefundene, wenn schadhaft, eigenhändig von der Kratzenstein ausgebessert. Auf einer alten Commode standen gesprungene und defecte Steingutteller, die Reste

des Abendbrodes, einige wenige dünne Käserinden enthaltend, und auf dem Tische von Fichtenholz, an welchem Frida Wäsche ausbesserte, die Thurneisen strickte und die Kratzenstein spann, brannte ein gelbliches, dünnes Talglicht.

Es war kalt in der Stube, denn man hatte blos des Morgens eingeheizt, und am längst erkalteten Ofen saß der Hausherr (am Tische war kein Platz für ihn), und hielt die blauen Hände von Zeit zu Zeit, aus Gewohnheit wohl, gegen die Kacheln, worauf er sie wieder in seinen Taschen verbarg.

Die Luft endlich in diesem reizenden Aufenthaltsorte war die einer Stube, in welcher man schläft, und man erzeigte der Kratzenstein die Ehre, ihr Schlafzimmer zum Salon zu erheben, in welchem man speist, und in welchem man des Winters nie ein Fenster öffnet, da es draußen doch immer kälter als innen.

Die herrlichen Prunkgemächer, die wohnlichen und sauber eingerichteten Stuben des vertriebenen, jetzt längst verstorbenen früheren Besitzers standen leer. Er konnte, wenn er Lust trug, ungestört dort spuken.

Man getraute sich nicht sie zu benutzen, und

gab sie lieber den Holzwürmern und den Motten preis.

Also ist aber das Wesen des Geizes, der eher verderben läßt, als genießt, während die Sparsamkeit schont und erhält.

Was aber die Tante Thurneisen Heinrich, nachdem sie ihn „lieber Vetter“ genannt, noch ferner auseinandersetzte, war Folgendes:

Frida hatte in jener Seestadt einen Theil ihres Vermögens stehen, es hatten sich Schwierigkeiten erhoben wegen dessen Verwaltung, und Quästorius, mit welchem man sich berathen, hatte geäußert, daß er, im Augenblick gedrängt von Geschäften, keine Zeit habe, selbst dorthin zu reisen, daß aber „sein junger College“ diesem Geschäfte vollkommen gewachsen sei, und mit Vollmacht Frida's dorthin gesendet werden solle. Frida hatte nichts einzuwenden, und schon in einigen Tagen sollte Heinrich abreisen, Alles zu ordnen.

Das erste Gefühl, welches Heinrich bei diesen Mittheilungen empfand, war das eines Gefangenen, dem man ganz unerwartet ankündigt, daß er seine Freiheit wieder erhalten solle.

Dann dachte er daran, daß er ja wiederkehren müsse, und gleichzeitig, denn der Mensch ist ein

sonderbares Wesen, schalt er sich, daß er fast froh gewesen, seine Frida verlassen zu können.

Dann fielen ihm seine defecten Höschen und seine schuftigen, fadenscheinigen Röcke ein, da man ihm, wie wir aus dem Gespräch von Käthe und Sophie wissen, keine neuen Kleider angeschafft.

Nachdem er sich daher bereit erklärt, die Reise anzutreten und nach Einsicht der Sachlage nach bestem Wissen zu handeln, erwähnte er bescheiden jenes Umstandes, und äußerte schüchterne Zweifel, ob er in den alten Kleidern wohl anständig auftreten könne dort in der großen Stadt.

Aber die Thurneisen sagte ihm, daß man auf der Reise keine guten Kleider trage, da sie doch verdorben würden, und daß man ihm auch nur ein mäßiges Reisegeld geben würde, da eben wenig Baares in Kasse. Bei Herrn Brokers aber, mit dem er dort die Geschäfte abzuwickeln habe, werde er sogleich nach seiner Ankunft Geld erhalten, um sich würdig kleiden, seinen Aufenthalt und die Rückreise bestreiten zu können.

„Und Deine Wäsche bessere ich selbst aus," sagte Frida, indem sie ihm ein Kleidungsstück entgegenhielt, welches nie, und unter keinen Verhältnissen genannt, geschrieben und gedruckt werden

darf, und welches kein Hemd war, von welchem man zur Noth noch sprechen kann.

Heinrich betrachtete die beiden langen Ausläufer des linnenen Gewandes, sein Herz schwoll freudig bei diesem Beweis von Liebe, und gedenkend seiner, gewissermaßen sehr eigenthümlichen ehestandlichen Verhältnisse, sagte er in bittendem und gleichzeitig fragendem Tone:

„Und wenn ich wiederkomme, Frida, dann —“

Und trotz aller ihrer schlimmen Eigenschaften war Frida doch stets noch so viel Rosenflechtende, daß sie ihn verstand.

„Ja,“ sagte sie, „wenn Du wiederkommst, dann.“

Er küßte ihr die Hand, und auf solche Art und Weise kam Herr Heinrich Dosel nach der Seestadt, woselbst wir ihn jetzt wieder aufsuchen wollen. —

Er hatte sich in einem Gasthofe einquartiert, in welchem ihm Alles ganz überaus prächtig vorkam, obgleich derselbe nur mittleren, ja selbst stark mittleren Ranges war, doch blieb er nur wenig zu Hause, sondern lief, wie wir schon erwähnten, auf den Straßen umher, und besuchte Keller und Weinschenken, gaffend, essend und trinkend.

Anfänglich hatte er sich vorgenommen, sogleich

in den ersten Stunden seiner Ankunft zu Herrn Brokers zu gehen und sich einigen Vorschuß geben zu lassen, um sich neue Kleider zu schaffen; als er aber fand, daß Niemand sich um ihn kümmerte, oder mißfällige Blicke auf seine fadenscheinigen Gewänder warf, was freilich ganz natürlich war, da ihn Niemand kannte, und ein guter Theil Strolche und Vagabunden noch schlechter gekleidet waren als er, beschloß er, noch ein paar Tage seine Freiheit zu genießen, so lange nämlich sein spärliches Reisegeld reichen würde, und erst dann sich zu Herrn Brokers zu verfügen.

Er fürchtete sich einigermaßen vor diesem Besuche, denn er hatte eigentlich gar keine Instructionen erhalten, und wußte einfach nur, daß ihn Herr Brokers die Verhältnisse vorlegen, und er — ordnen solle, wie, war ihm vorläufig noch höchst unklar. Ueberdem hatte er seine ganze Kenntniß von Geldangelegenheiten nur durch das Gespräch seiner drei Parzen in den gemüthlichen, bereits geschilderten Familienabenden erworben, welche, wenn sie schweigend eine Zeit hindurch mißgünstig gegenseitig auf ihre Arbeiten geblickt hatten, und es nicht eben vorzogen, zu lästern

und zu verleumden, von Capital und Zinsen sprachen.

Als aber sein Geld auf die Neige ging, beschloß er endlich zu Herrn Brokers zu gehen, und als er am Hafen, in dessen Nähe jener wohnte, vorüberkam, blieb er mit eigenthümlichen Gefühlen stehen.

Sonderbare Gedanken flogen durch sein Gehirn:

„Wie wär's, wenn Du bei Brokers jene Summe erhoben hättest, und Du gingest auf eins dieser segelbeschwingten Schiffe, und führest weit weg in ein fernes Land? Du brauchtest nicht mehr zu frieren am kalten Ofen und zu hungern vor und nach der Mahlzeit. Du würdest nicht mehr gehunzt und gescholten wie ein Schuljunge, und wärst nicht mehr die zehnfache Null im Hause!"

Aber hierauf dachte er an seine heiße Liebe zu Frida vor der Hochzeit, und daß wohl noch Alles gut werden könne, sie hatte ja „dann" gesagt.

Er ging zu Herrn Brokers.

Man kennt zur Genüge die Geschäftsstuben der Mäkler und Agenten.

Finster vor Allem, dann nicht übertrieben reinlich. Allenthalben Kisten und Fässer, Flaschen,

Südfrüchte, Schinken und analoge Dinge unordentlich aufgehäuft, hinter dem Gitter das Allerheiligste, und in diesem: kritzelnde Federn, Geldzählen.

So war es bei Herrn Brokers, und als Heinrich seinen Namen nannte, kam ihm dieser entgegen, und drückte ihm über den Zähltisch die Hand auf solche biedere Weise, daß Heinrich nur mit Mühe einen Schrei unterdrückte.

Es schien ein gemüthlicher und derber Mann, dieser Herr Brokers, der kurze Worte liebte und wenig Umstände machte.

„Sind mir empfohlen," rief er, „weiß Alles, aber heute nichts von Geschäften, morgen wickeln wir die Sache ab. Es wird geschwinder gehen, als Sie denken. Machen Sie sich heute noch lustig. Ich gebe Ihnen Herrn Güldenson mit, das ist ein Teufelskerl, kennt alle fidelen Burschen und die besten Kneipen!"

Heinrich bemerkte schüchtern, daß ihm zufällig das Geld ausgegangen, und daß er eine kleine Summe wünsche für die nöthigen Ausgaben, und um sich besser kleiden zu können.

Herr Brokers lachte laut auf:

„Wäre nicht übel! Nöthige Ausgaben! Sie sind mein Gast, und wollen zahlen! Keinen Gro-

schen bekommen Sie! Und Kleider? Hier macht man keinen Luxus. Weltstadt! Alles praktisch. Und zu dem sind Sie gekleidet wie ein Prinz. Morgen! Adieu."

Er schloß das Gitter, und Herr Güldenson trat herbei, um Gastfreundschaft auszuüben an seines Principals Stelle.

Es war ein kleines Männchen, eben so heiter wie sein Herr, wenn gleich nicht so stark und kräftig gebaut wie jener. Sein Alter: durchaus unerrathbar. Perrücke: roth, Gesicht: rasirt, Augen: grau, Nase: spitz. Sein Anzug: ziemlich vernachlässigt und nichts weniger als modern. Aber man lebte ja in einer Weltstadt, in welcher Alles praktisch war.

Und Herr Güldenson schien wirklich eine enorme Praxis zu besitzen, nach einer gewissen Richtung hin wenigstens.

Er begann sein Führeramt damit, Heinrich aufzuklären über die Freundlichkeit der eben erwähnten schön angezogenen Damen, und schlug ihm vor, einen Versuch zu machen, wie weit jene Herablassung und Liebenswürdigkeit sich wohl erstrecken würde.

„Wir sind junge Leute," sagte er, „wir müssen Alles probiren."

Als Heinrich nicht recht auf diesen Vorschlag eingehen zu wollen schien und Güldenson mit einiger Verwunderung anblickte, da er ihm nicht vollkommen den Eindruck „eines jungen Mannes“ gemacht hatte, lachte dieser, ließ die Sache fallen, und führte seinen Schutzbefohlenen in einen Keller, dann in eine Weinschenke, dann in ein Kaffeehaus, hierauf in ein Gewölbe, in welchem man gebrannte Wasser reichte, und als es endlich dunkel und Heinrich's Gang bereits schwankend geworden war, brachte er ihn in eine Schenke, in welcher sich, wie er sagte, die lustigsten und bravsten Bursche der ganzen Stadt befänden.

Lustig schienen die Leute in der That zu sein, denn sie verführten einen wahrhaft infernalischen Lärm; ihre Bravheit indeß anlangend, stiegen in Heinrich einige, wenn auch bereits unklare Zweifel auf, da er immer mehr und mehr betrunken wurde. Dann aber begann er in die geräuschvolle Heiterkeit seiner neuen Freunde mit einzustimmen, sang und lärmte, und endlich schwanden ihm die Sinne.

Er erwachte, wie es stets in ähnlichen Fällen stattzufinden pflegt, mit dem Gefühle eines brennenden Durstes und furchtbaren Kopfwehes, und fand sich auf Stroh liegend in einem dunklen Raume; doch schloß er, daß es bereits Tag sein

müsse, da Licht durch die Spalten der Fensterläden fiel.

Daß er sich nicht in seinem Gasthofe befinde, war ihm freilich klar, aber wo? Sollte er Excesse begangen haben in der Gesellschaft der braven und lustigen Leute, auf welche er sich jetzt erinnerte, und der Polizei in die Hände gefallen sein?

Er erschrak heftig bei diesem Gedanken, und bedachte, wie Herr Brokers jetzt wohl auf ihn warten werde, und wie er sich vor diesem schämen müsse, obgleich Güldenson eigentlich immer einen Theil der Schuld trüge.

Längere Zeit wartete er jetzt geduldig, als aber endlich der Durst begann ihm unerträglich zu werden, stand er auf, tappte umher, und als er die Thür gefunden, pochte und rief er. Und es dauerte nicht lange, bis ein Mann mit einem Licht erschien, der, nachdem er eingetreten, die Thür hinter sich schloß und ihn drohend anblickte.

„Wo bin ich denn?" fragte Heinrich.

Der Mann gab keine Antwort.

„Habe ich denn etwas verbrochen, bin ich gefangen?"

„Dummkopf!" versetzte der Mann, „frage, so lange Du willst, aber verlange nicht, daß ich antworte."

Heinrich starrte ihn schweigend an, aber endlich überwog das natürliche Bedürfniß alle anderen Bedenken.

„Gieb mir zu trinken."

Der Mann ging und brachte einen Krug mit Wasser, und nachdem Heinrich hastig und in langen Zügen getrunken, fragte er:

„Weiß denn Herr Brokers, daß ich hier bin?"

Sein Gefangenwärter, denn es war wohl nicht anders, zog unter seiner Jacke ein kurzes, starkes Tauende hervor, welches er mit entsprechender Pantomime schwang.

„Ich kenne Niemand, der so heißt, und Du auch nicht; merke Dir das, sonst —" Er schwang das Tau und entfernte sich.

Später brachte er einen Topf mit gekochter Grütze, und als die Spalten an den, wie sich Heinrich überzeugt hatte, von außen fest geschlossenen Läden bereits kein Tageslicht mehr in sein Gefängniß eintreten ließen, brachte ihm derselbe Mann ein Stück Brod und ein großes Glas Wein.

Was hatte Heinrich während dieser Zeit empfunden, was gedacht?

Wer sich in ähnlicher Lage befunden, weiß dies genau, wer aber nicht, dem erscheint eine

Schilderung jenes angenehmen Zustandes zuverlässig übertrieben.

Wir versuchen eine solche deshalb nicht.

Unser Heinrich aber, der das Bedürfniß fühlte, sich zu betäuben, trank, nachdem sein Wärter sich entfernt, den Wein auf einen einzigen Zug aus, und sein Wunsch gelang über die Maßen, denn er fiel bald darauf in einen tiefen, todtenähnlichen Schlaf.

Sein abermaliges Erwachen wurde durch einige Rippenstöße bewerkstelligt, woràuf ihm ein Mann in Seemannstracht eröffnete, daß er lange genug geschlafen habe, und jetzt an die Arbeit gehen solle, und da diese ihm, so wie die gestrige, vollkommen fremde Persönlichkeit eben so wie jene ihre Aufforderung durch Vorzeigung eines Tauendes bekräftigte, so stand er rasch auf und fand, daß er sich an Bord eines Schiffes befand.

Auch begriff er jetzt, daß er unter die Seelenverkäufer gerathen und Matrose geworden war, und auf „segelbeschwingtem" Schiffe in ferne Lande ziehen werde, ohne die Gattenpflicht gegen seine Frida zu verletzen, da er die Reise wider seinen Willen antrat. Er war indessen in Zweifel darüber, ob er sich dessen freuen solle oder nicht.

Am selben Tage noch erfuhr er, daß das Schiff

nach Batavia bestimmt sei und in einigen Tagen die Anker lichten werde, und da er wohl wußte, daß für ihn keine Hoffnung auf Befreiung war, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben würden, so fügte er sich, und gab sich Mühe, die Arbeiten zu verrichten, die man ihm auftrug.

Aber es ging nicht. Mit dem besten Willen nicht.

Mit Noth erstieg er die Webelins; *) aber daß er auf der Raa **) sich nicht halten konnte, sah Jedermann ein, und man rief ihn herab. Die Stagen ***) konnte er kaum umspannen, und selbst schwächere Taue zu splissen †) war ihm nicht möglich, da neben aller Uebung auch noch die nöthige Stärke in Finger und Hand fehlte.

Die anderen Matrosen verhöhnten ihn nicht, ohne Zweifel, da sie eben selbst zu sehr beschäftigt waren, oder sie blickten mit stummer Verachtung auf ihn.

Daß man ihn aber nicht einmal schlug, nahm

*) Webelins oder Webelinien, Strickleitern, gebildet durch dünne Taue, die quer an den Haupttauen befestigt sind, welche die Seitenbefestigung der Masten bilden.

**) Raa, Segelstange, quer an den Masten hängend.

***) Stagen, starke Taue zur Befestigung der Masten und Stangen.

†) Splissen, die Ende zweier Taue miteinander vereinigen.

ihn fast Wunder; aber man sah wohl neben seiner Unschlüssigkeit seinen guten Willen, und dann war man eben, wie schon erwähnt, allenthalben an Bord selbst stark beschäftigt, und stieß ihn endlich nur schweigend bei Seite.

Nachdem er vierundzwanzig Stunden an Bord zugebracht hatte, rief ihn der Capitän zu sich auf Deck.

„Kerl,“ rief er ihm zu, Du hast mich geprellt!“

Heinrich besann sich einen Augenblick, dann sagte er bescheiden:

„Herr Capitän, Sie wissen so gut wie ich, daß ich nicht mit meinem Willen hierher gekommen bin!“

„So hat uns der Hund, der Brokers geprellt,“ rief der Capitän, mit dem Fuße stampfend. Man schien also an Bord den genannten Herrn zu kennen, und weniger Umstände zu machen.

Heinrich begnügte sich indessen damit, zu schweigen und den Capitän trübselig anzublicken.

„Zeige Deine Hände her,“ sagte jetzt dieser, und als Heinrich dem Befehle Folge leistete, fuhr er geringschätzig fort:

„Der Kerl ist nichts weiter als ein Schneider.“

„Verzeihung, Capitän,“ versetzte Heinrich unter-

würfig, obgleich er sich innerlich ärgerte, „ich habe studirt, und bin Jurist!"

„Pfui Teufel!" schrie jetzt der Capitän mit allen Zeichen gründlichen Abscheus und indem er verächtlich ausspuckte, „ein Studirter, ein Advocat, ein Ränkemacher. Aber es ist nicht wahr!"

Jetzt trat der Obersteuermann hinzu, faßte mit seiner mächtigen und breiten Hand die Heinrich's und drehte sie um. Die Spuren des Nähens fehlten an den Fingern.

„'S ist ein Schreiber," sagte er, und der Capitän setzte hinzu:

„Geh' zum Teufel, Lumpenhund!"

Kurz darauf fuhr der Capitän in seinem Boote nach einem andern Schiffe, welches ebenfalls in einigen Tagen die Anker lichten wollte und in einiger Entfernung von dem seinen lag, und nicht lange nach seiner Rückkehr kam von jenen Schiffen ein Boot, das einige Fässer Zwieback, Salzfleisch, ein Tau und ein Kistchen Lichter an Bord brachte.

Man verstaute diese Dinge vorläufig auf Deck, und hierauf sagte der Capitän zu Heinrich, der müssig in der Nähe stand:

„Nimm Deine Sachen und steige in die Jolle."

„Ich bin hiehergekommen, wie ich gehe und stehe," erwiederte Heinrich, indem er die Schultern zog.

„So gehe, wie Du gehst und stehst!"

In Folge dieses Befehls stieg Heinrich in das Boot und fuhr an Bord der „schönen Barbara," an deren Capitän er gegen die eben erwähnten Gegenstände verhandelt worden war.

An Bord des ersten Schiffes aber, welches er so eben verlassen hatte, schlug der Obersteuermann eine der Tonnen auf, und prüfte deren Inhalt.

„Das Fleisch ist gut," sagte er hierauf mit gedämpfter Stimme zum Capitän, „aber was machen wir wegen des Scheines?"

Der Capitän schnippte mit dem Finger:

„Egal! Hat uns der Brokers geprellt, prellen wir ihn wieder. Den Wisch bekomme ich drüben mit leichter Mühe, und am Ende hätte mich der arme Teufel, der Schreiber, selbst gedauert, wenn er drüben hätte faulen sollen."

Um den freundlichen Leser hinsichtlich des „Scheines" aufzuklären, müssen wir denselben Zeuge einer Unteredung sein lassen, welche einige Tage später, nachdem Heinrich an die „schöne Barbara" verhandelt worden war, zwischen Frida, der Tante Thurneisen und Herrn Quästorius stattfand, da sich dieser Herr bald

nach Heinrich's Abreise auf dem Landgute eingefunden hatte.

„Die Urkunde wegen der Gütergemeinschaft ist in vollkommener Ordnung," sagte Quästorius, indem er ein Actenstück, welches er so eben geprüft zu haben schien, bei Seite legte.

„Ich selbst hätte sie nicht besser ausfertigen können. Unsere gute Frida ist unbestritten die Erbin alles dessen, was ihr Gemahl hinterlassen wird, wenn er wider Verhoffen auf seiner so leichtsinnig angetretenen Reise mit Tod abgehen sollte, und im Falle Hoffnung vorhanden wäre auf einen Leibeserben —"

Frida machte hier eine verächtliche und verneinende Bewegung, worauf sich Quästorius, indem er eine Prise nahm, lächelnd verbeugte.

„Ich hoffe," sagte die Thurneisen, „daß uns dieser Brokers nicht mit dem Todtenscheine sitzen läßt. Es sterben doch nicht Alle, welche nach Batavia reisen, und uns hat die Geschichte schweres Geld gekostet."

„Da Brokers bedungener Maßen für dieses Document noch eine besondere Vergütung erhält, so wird er es ohne allen Zweifel herbeischaffen," erwiederte der Rechtsgelehrte, „und sollten später vielleicht auch entfernte Zweifel auftauchen über

dessen Echtheit, oder der Herr Gemahl sogar selbst wiederkehren, so sind wir bis dorthin im Besitze des Vermögens, und er würde sich ohne Anstand mit einer unbedeutenden Summe abfinden lassen."

„Ich bin keine Freundin von Abfindungssummen," sagte Frida mit eisiger Kälte.

„Es wird so weit nicht kommen," tröstete Quästorius, „die Hauptsache ist, daß Brokers schreibt, daß der junge Herr sich bereits auf der Reise nach Batavia befindet."

„Und wir," fiel die Thurneisen ein, „können nach einiger Zeit mit Fug und Recht unter die Leute bringen, daß er seine Frau böslich verlassen hat."

„Mit Fug und Recht!" sagte Quästorius.

„Wie sieht's aber," fuhr die Thurneisen fort, „jetzt mit der Hauptsache aus? Mit der Erbschaft selbst, die uns schon so schwere Lasten und so viele Aufopferungen verursacht hat?"

„Sie wissen, hochverehrteste Freundin und Gönnerin," versetzte Quästorius, „daß ich jene Anzeige, welche von einer spanischen Stadt ausging, und die ich durch einen Freund an der Gränze jenes Landes erhielt, zuerst Ihnen mittheilte, und ihre Veröffentlichung so lange als möglich hinausschob, um Ihnen Zeit zu lassen, die nöthi-

gen Schritte zu thun. Länger aber war, eben jenes Freundes halber, die Bekanntmachung desselben nicht mehr aufzuschieben. Jetzt haben sich bereits viele Concurrenten gemeldet, und für uns wird nun der Kostenaufwand bedeutender werden, als wir anfänglich berechneten.“

„Zum Henker mit den Kosten,“ rief die Thürneisen heftig, „ich will wissen, ob wir die bedeutende Erbschaft in unsere Hände bekommen, und ob bald?“

„Vielleicht wäre es besser, wenn wir, da sich die Geschäfte so zu häufen scheinen, noch einen andern Rechtsgelehrten zu Rathe zögen,“ sagte Frida, ohne eine Miene zu verziehen.

Quästorius warf ihr einen freundlichen und zustimmenden Blick zu. —

Aber nun wir wissen, wie es sich mit jenem Scheine verhielt, und welche gegründete Hoffnung die junge Frau hatte, denselben zu erhalten, wollen wir uns wieder nach ihrem Gatten umsehen, den sie so leichtsinniger und fröhlicher Weise velassen hatte.

Es ging unserm Heinrich auf der „schönen Barbara“ anfänglich zwar nicht besser als auf dem Schiffe, auf welchem er durch Herrn Brokers’

Verwendung eine Anstellung erhalten hatte, allein später gestaltete sich die Sache etwas günstiger.

Man hatte ihn hier nicht wie dort als einen brauchbaren Menschen, sondern als ein jämmerliches, und nur zum Waschen, Schreiben, Tellerputzen und Rechnen verwendbares Subject eingehandelt, und als man daher seinen guten Willen sah, auch noch andere Dinge zu leisten, vergab man ihm, daß seine Hände nicht die Größe einer Bärentatze hatten, und daß er nicht wie ein Eichhörnchen durch Tau und Segelwerk schlüpfen konnte.

Er lernte dies endlich, und da man anfing ihn lieb zu gewinnen, so viel nämlich, als man zu dergleichen Gemüthsbewegungen Zeit hat an Bord, begann er sich nicht mehr unglücklich zu fühlen.

Daß er gepreßt, oder von Seelenverkäufern aufgegriffen worden sei, wurde kaum besprochen. Dergleichen kam zu jener Zeit häufiger vor, als man gegenwärtig vielleicht glauben möchte, und da man sich einmal auf hoher See befand und ein Umwenden oder Entkommen unmöglich war, so war Jammern und Klagen ebenfalls überflüssig.

Die „schöne Barbara“ war nach Chile bestimmt,

sollte in Rio de Janeiro Station nehmen, und hierauf, um Cap Horn segelnd, im Hafen von Valdivia anlegen. Als man die Küste von Brasilien in Sicht hatte, ließ der Capitän unsern Heinrich zu sich rufen, sagte ihm, daß er ihn von nun an als Leichtmatrose *) betrachte, ihm am Ende der Reise seinen Lohn auszahlen, ihm vorläufig aber einige Thaler als Vorschuß geben, und ihn auch mit Kleidern versehen lassen werde.

Namentlich das Letzte war Musik in den Ohren Heinrich's, denn mit Ausnahme eines einzigen Hemdes, das ihm ein Matrose geschenkt, besaß er nichts, als was er auf dem Leibe trug, und die wenigen ärmlichen Sachen, welche er im Gasthof zurückgelassen hatte, waren höchst wahrscheinlich von Herrn Brokers als gute Beute erklärt worden.

Wenn Heinrich über sein Schicksal nachdachte, so erschien ihm jetzt dasselbe nicht mehr so schlimm, als am Anfang seiner unfreiwilligen Reise.

*) Leichtmatrosen sind solche, welche nicht gehalten sind, die härtesten Arbeiten zu verrichten, deren sich die anderen unterziehen müssen. Nicht selten lassen Rheder ihre Söhne, damit sie das Seewesen praktisch kennen lernen, in dieser Eigenschaft eine oder einige Reisen mitmachen. Der Lohn der Leichtmatrosen ist ein geringerer, als der der wirklichen, und wird wie dieser am Ende der Reise, d. h. in dem Hafen ausbezahlt, von welchem man ausgefahren ist.

Er sah die Welt, er machte vielfältige Erfahrungen, und kam als ein gereister Mann zurück, der mehr zu erzählen wußte, als tausend Andere, die ihn zu Hause bisher vielleicht als einen Gelbschnabel angesehen. Nur lag es ihm schwer auf dem Herzen, wenn er an seine Frida dachte, die in der letzten Zeit so gut gegen ihn geworden war.

Was mußte sie denken über sein spurloses Verschwinden, und wie mußte sie sich ängstigen?!

Dann aber fiel ihm ein, was sein erster Capitän über Brokers gesagt, und es schien ihm jetzt keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß der schändliche Verräther jene Summe, die er von Frida in Händen, unterschlagen, und ihm die Schuld gegeben haben würde, mit derselben entflohen zu sein.

Das machte ihn doppelt unglücklich, zudem wenn er gedachte, daß der böse Feind ihm in der That einmal ziemlich Aehnliches zugetraut.

Die Freundschaft tröstete ihn über die Wunden, welche ihm die Liebe schlug, wenn auch nur theilweise, da er seinem neuen, an Bord erworbenen Freunde eben auch nur einen Theil seiner Geschichte mittheilte.

Dieser Freund, der sich Paulus Müller nannte, hatte Europa verlassen, da ihm dort nichts ge-

lingen zu wollen schien, und beabsichtigte in fernen Landen sein Glück aufzusuchen. Er war der einzige Passagier des Schiffes, aber das rohe Wesen der übrigen Matrosen war ihm zuwider, und er schloß sich deshalb dem jungen Leichtmatrosen an, den er auf den ersten Blick als einen gebildeten Mann erkannte.

War Heinrich dienstfrei, so schwärmten die beiden Freunde oft halbe Nächte lang auf Deck, und es schwärmt sich in der That trefflich unter dem tropischen Himmel und während einer jener wundervollen Sternennächte, in welcher das Schiff, von einem leichten Winde getrieben, die blitzende und funkelnde Fluth durchzieht, und der Erfüllung unseres Wunsches sich mehr und mehr nähert, jene wunderbaren Länder zu betreten, welche uns früher vielleicht unerreichbar geschienen.

Heinrich hatte seinem Freunde anvertraut, daß er ein vermögendes, ja selbst reiches Mädchen geheirathet, obgleich er vom Hause aus arm gewesen, und daß er, im Begriff, in jener Seestadt ein Geldgeschäft zu ordnen, Seelenverkäufern in die Hände gefallen sei. Auch seine Befürchtungen theilte er ihm mit hinsichtlich des schlechten Verdachts, in welchen ihn Brokers bringen würde.

Daß er zu Hause ein ganz klein wenig unter dem Pantoffel gestanden, verschwieg er indessen.

Müller schien zu bemerken, daß er nicht ganz offen gegen ihn war, und forderte ihn auf, nichts zu verscheigen.

Schon anfänglich setzte er Zweifel darein, daß Heinrich nach Batavia hätte reisen wollen, als ihm aber dieser lachend erklärte, daß er ja hierzu hätte gezwungen werden sollen, beruhigte er sich.

Er sah ihn ja überdies selbst an Bord der „schönen Barbara" bringen, und es war dort kein Geheimniß, wie und aus welchem Grunde dies geschehen war.

„Doch verheimlichst Du mir etwas," hatte er zu Heinrich gesagt, und als dieser erröthete, da er an die kleinen Mißstände seines ehelichen Lebens dachte, brach Müller als ein bescheidener Mann ab.

Er wollte nicht weiter in ihn dringen.

Doch sagte er später einmal:

„Wenn ich Du wäre, ginge ich dem Capitän in Rio de Janeiro durch, und suchte von dort aus nach Hause zu kommen zu Deiner lieben Frau und zu Deinen Verwandten."

„Nein," rief Heinrich hastig, denn er gedachte der Tanten, „nein, ich will den Capitän nicht be-

trügen, und wenigstens bis nach Chile mit ihm gehen. Dort kommt vielleicht Rath."

„So, so," versetzte Müller, „nun, wie Du willst."

In Rio indessen wiederholte er den Vorschlag, und stellte ihm vor, daß er eben in der Eigenschaft als Leichtmatrose bald eine Gelegenheit finden würde, nach Europa zurückzukehren, gelänge es ihm nur, sich bis zur Abreise des Schiffes zu verbergen.

Vielleicht hätte Heinrich endlich doch seinen Rath befolgt, aber es fand sich kaum eine Gelegenheit.

Die „schöne Barbara" blieb nur kurze Zeit im Hafen, und wie es fast immer zu gehen pflegt, war die Mannschaft des Schiffes mit Löschen und mit Einnahme neuer Waaren beschäftigt, so daß Heinrich nur einen einzigen Tag Urlaub erhielt, um die Wunder der fremden Stadt anzustaunen.

Aber einmal stand sein Entschluß zu fliehen nicht vollkommen fest, dann wußte er nicht, wohin sich bergen, und endlich begleitete ihn nebst Müller auch noch der Untersteuermann des Schiffes, der ebenfalls Urlaub hatte, und der ihn nicht aus den Augen ließ, ob mit Absicht, eben damit er

nicht fliehe, oder aus kameradschaftlicher Zuneigung, war schwer zu entscheiden.

Das Resultat indessen war, daß er blieb, und sein Freund erwähnte von nun an der Sache auch mit keiner Silbe mehr, weder so lange sie noch im Hafen lagen, noch später, als man bereits auf Cap Horn zu segelte, jenen reizenden Ort, welchen Gott ohne Zweifel in seinem Zorn erschaffen, und dann dem Teufel als Sommeraufenthalt angewiesen hat, und den hierauf dieser sich ganz nach seinem Geschmack eingerichtet.

Man weiß in der That nicht, soll man in jenen Breiten den Tag abscheulicher finden oder die Nacht, am Ende aber würden wir doch die letzte noch vorziehen, vorausgesetzt, daß wenigstens hier und da ein bleicher und schwächlicher Mondstrahl die See rings um das Schiff ein wenig erhellt, und der Phantasie erlaubt, Dinge zu schaffen, welche in der Wirklichkeit nicht vorhanden sind.

Bei Tage hat man, wenn man aus der dunstigen, feuchten und kalten Kajüte sich auf Deck begiebt, Gelegenheit, etwa folgende reizende Dinge zu beobachten.

Das Deck selbst vor Allem ist naß, und der Besucher desselben ist dies in Zeit von einigen Minuten ebenfalls. Denn entweder schneit, regnet

oder hagelt es, und wenn ausnahmsweise einmal auf einige Minuten dies nicht der Fall sein sollte, so durchnässen die unaufhörlich über Bord springenden Seen den Unglücklichen unvermeidbar bald bis auf die Haut.

Die gerefften Segel und das Tauwerk sind mit Eis oder Reif bedeckt, und das Schiff selbst schlingert oder stampft auf eine furchtbare Weise.

Ueber uns ist ein niederträchtig grauer Himmel, und die See unter und neben uns, die so häufig die Farbe des Himmels nachzuahmen sucht, ist ebenfalls schmutzig grau, etwa wie geschmolzenes und bereits stark oxydirtes Blei, wenn sie nicht das Ansehen eines trüben und schlammigen Flußwassers hat.

Was die Thierwelt betrifft, die auf den tropischen Meeren uns in tausendfach wunderbarer Gestalt begegnet und erfreut, so sind hier ihre fast einzigen Repräsentanten, ist das Glück gut, ein Walfisch, ein dummer Teufel, der den Weltfisch spielt, den Großartigen, der unter allen Breiten existiren kann, und hier im kalten Wasser sich und Andere langweilt, während seine Collegen unter den Tropen sich behaglich im Sonnenschein tummeln.

Die hell oder weiß gefärbten Delphine, die

manchmal dort das Schiff begleiten, trifft dieser Vorwurf weniger. Sie sind geschaffen für hohe Breitegrade, dies zeigt wohl ihr weißes Kleid, die Uniform der dort stationirten Thiere, die der Zobel, der weißen Füchse und der Eisbärenschaft.

Die Albatrosse endlich und die capischen Tauben sind Thiere, von denen wenig zu sagen ist.

Die ersteren fressen mit großem Behagen denjenigen ihrer Kameraden auf, den man etwa von Bord aus verwundet hat, und fallen sogleich mit derselben löblichen Absicht selbst über einen her, der nur eben an eine Angel angebissen hat und sich nicht vertheidigen kann.

Die capischen Tauben aber, welche man geangelt hat und auf Deck umherlaufen läßt, benehmen sich dort auf solche unanständige und ekelerregende Weise, daß eine Schilderung derselben hier nicht wohl möglich, und man an Bord sie gern wieder in die See wirft, da sie von den Brettern des Decks sich nicht in die Luft erheben können, was ihnen nur von einer größeren Wasserfläche aus möglich.

Von allen diesen schönen Sachen sieht man aber häufig auch bei Tage nicht das Mindeste, weil ein Nebel über See und Schiff liegt, so dicht und so undurchdringlich, daß man auf Deck

in der Entfernung von drei Schritten kaum einen Mann erkennen kann.

Betrachten wir mit unserem Heinrich eine Nacht in jenen Regionen.

Man hatte des Tages über die Felseninsel Diego Ramirez in Sicht gehabt, riesige, schwarze Felsenspitzen, an deren Häuptern sich schwere Wolkenmassen vorüberwälzten, während an ihrem Fuße eine wüthende Brandung sich donnernd brach.

Gegen Abend hatte man diese wildverworrenen Formen aus dem Auge verloren, und jetzt, zur Zeit der sogenannten Hundewache, nämlich zwischen Mitternacht und vier Uhr Morgens, hatte sich die einige Stunden vorher eingetretene vollständige Finsterniß wenigstens in so fern gelichtet, daß bisweilen der Mond einige spärliche Strahlen durch die zerrissenen Wolken auf die dumpf grollende See niederwarf.

Heinrich stand an der niedrigen Schanzverkleidung, hinten am Steuer, das knarrend und ächzend den Befehlen des Steuernden folgte, der, geschützt vor Wind und Wetter, in einem Ueberbau der Kajüte stand.

Heinrich hielt sich, war das Wetter eben nicht allzu schlimm, dort gern auf.

Er war allein dort, denn der Mann am Steuer

war getrennt von ihm durch jenen Ueberbau, und die zwei Matrosen, welche die Wache hatten, lagen vorn am Bugspriet, Wache haltend, so viel es die Dunkelheit eben erlaubte, und durch eine Decke sich vor dem eben fallenden, eisigkalten feinen Sprühregen schützend.

Die Windsbraut fegte sausend durch die ächzenden Raaen und Stengen, und das schwer arbeitende und stampfende Schiff schien bisweilen in allen Fugen zu erbeben.

Unser Freund hatte die Arme übereinander geschlagen, und blickte hinaus in die weite, trostlose Wasserwüste, in das tobende, gährende Element.

Er war daran, ein Mann zu werden, denn die See reift den Jüngling rasch, und das wilde Leben kräftigt und erstarkt den Schwachen, in dem nur halbwege ein männlicher Kern.

Er dachte seiner Eltern, die längst hinübergegangen. Wenn seine Mutter wüßte, wie es ihm gegangen, wie es ihm jetzt erginge!

Ob sie wohl auf ihn niederblickte aus jenen Gefilden? Unwillkürlich sah er aufwärts. Aber es war dunkel oben, unten, rings um ihn.

Dann dachte er an Frida, wie unaussprechlich er sie geliebt, und wie selig er gewesen, als

sie ihm ihre Hand gereicht, und wie sie ihn hierauf so schlimm behandelt.

Warum? Was sollte werden, wenn er wieder heimgekehrt!

Jetzt warf der Mond auf einige Augenblicke ein blasses Licht auf das Wasser draußen.

Ein Schauder überflog ihn. Wenn Du da draußen lägest, und das Schiff zöge weiter. Allein in wilder, unbarmherziger Wellenwüste. Allein, verlassen von Gott und den Menschen!

Es war jetzt wieder dunkler als je vorher, aber es überkam ihn eine unbeschreibliche, unbegreifliche Angst, ein Entsetzen, wie er es nie vorher gefühlt, und dessen er sich bewußt war, ohne den Grund seines Entsetzens zu wissen.

„O mein Gott, verlaß' mich nicht!“ rief er, aber in diesem Augenblick erhielt er rücklings einen heftigen Stoß, und stürzte über Bord.

Mechanisch suchte er sich am Steuer zu halten, aber es gelang nicht, und sein lauter Aufschrei verhallte im Toben des Meeres.

Und er lag draußen, allein und verlassen, und das Schiff zog weiter, jetzt schon fast eine dunkle, unförmliche Masse.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Humboldt's, Alexander von, Briefwechsel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 starke Bde. gr. 8. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. von, Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in selbstständiger deutscher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holstein.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Wickede, Julius von, Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa 1⅓ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldschnitt 4⅔ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8 broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

